



Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Eccl. S. Petri Præp.
& S. Mauriti. Dec.
A. V.



3
SAMMLUNG

DER

VORZÜGLICHSTEN WERKE

DEUTSCHER

DICHTER UND PROSAISTEN.

LXXIII. BAND.



Ramberg del.

Blaschke sc.

KIKEQUETZEL

WIELANDS
WERKE

XXIII^{te} Theil.



WIEN
BEI F. A. SCHRÆMBL.
MDCCC.

SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELAND.

XXVI. B A N D.

W I E N.

GEDRUCKT UND VERLEGT
BEY F. A. SCHRÄMBL.

1 8 0 1.

SÄMMTLICHE WERKE

1877

C. M. WIEDELAND.

XXVI. BAND.

WIESEL

GEGRÜNDET UND VERLEGT

BY E. A. SCHRAMM.

1877.

BEYTRÄGE

Z U R

GEHEIMEN GESCHICHTE

DER MENSCHHEIT.

I. B A N D.



W I E N.

GEDRUCKT UND VERLEGT
BEY F. A. SCHRÄMBL.

1 8 0 1.

1.

**Koxkox und Kikequetzel, eine Me-
xikanische Geschichte.**

2.

**Betrachtungen über J. J. Rousseaus
ursprünglichen Zustand des Men-
schen.**

KOXKOX UND KIKEQUETZEL,

EINE

MEXIKANISCHE GESCHICHTE.

*Ein Beytrag zur Naturgeschichte des
sittlichen Menschen.*

1769 und 70.

NO. 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

100

100

100

100

100

1.

Vor undendlichen Jahren kam, nach einer alten Mexikanischen Sage, ein großer Komet, auf seiner Reise um die Sonne, — man weiß nicht aus welcher Veranlassung — dem Planeten, welchen unsre Vorfahren bewohnten, so nahe, daß beide Sterne, nach menschlicher Weise zu reden, handgemein mit einander werden mußten.

Das Gefecht war eines der hartnäckigsten, welche seit langer Zeit in den Gefilden des Äthers vorgefallen waren. Die besondern Umstände davon sind, aus Mangel beglaubter Zeugnisse, unbekannt. Alles, was wir davon sagen können, ist: daß, nachdem der Mond seiner Schwester Erde zu Hülfe gekommen, der Komet sich endlich genöthiget fand, mit Zurücklassung des größten Theils von seinem Schweife, die Flucht zu ergreifen, und,

es sey nun aus Feigheit oder Scham über seine mißlungene Unternehmung, sich im leeren Raume so weit zu verlaufen, daß er, nach der Meinung der besten Sinesischen Sternseher, bis auf den heutigen Tag den Rückweg noch nicht hat finden können.

Wie wichtig der Verlust seines Schweifs für ihn gewesen sey, können wir nicht bestimmen. Aber so viel ist gewiß, daß die Erde wenig Ursache hatte, sich dieses erfochtenen Siegeszeichens zu erfreuen. Denn unglücklicher Weise, befanden sich in diesem Schweife (welcher nach der mäßigsten Berechnung eine Million drey-mahl hundert vier und vierzig tausend fünf hundert sechs und sechzig Mexikanische Meilen lang, und verhältnißmässig breit und dick war) obenhin gerechnet wenigstens hundert tausend Millionen Tonnen Wassers, welches in erschrecklichen Güssen auf die arme Erde herunter stürzte, und in wenigen Stunden eine solche Überschwemmung verursachte, daß alle Menschen und Thiere des ganzen mittlern Theils der Halbkugel, von Luisiana und Kalifornien an bis zu der Erdengè Pana-

ma, dadurch zu Grunde gingen; wenige einzelne ausgenommen, die so unglücklich waren, in den Klüften der höchsten Gebirge einem feuchten Tode zu entrinnen, um aus Mangel an Lebensmitteln von einem trocknen aber unendliche Mahl grausamern aufgerieben zu werden.

Hüet und seines gleichen würden kein Bedenken tragen, uns zu versichern, daß diese alte Mexikanische Sage nichts anders als eine durch die Länge der Zeit abgenutzte, und (nach Gewohnheit der blinden Heiden) mit Fabeln wieder unterlegte und ausgeflickte Nachricht von der Mosaischen allgemeinen Sündflut sey.

Ich bin nicht belesen genug, mit einem so belesenen Manne wie Hüet zu haberechten. Es kann seyn!—Aber da es eben so möglich ist, daß diese Mexikanische Überschwemmung nur partikular gewesen und später erfolgt ist als jene; und da, aus Mangel zuverlässiger kronologischer Nachrichten, sich in dieser Sache nichts bestimmen läßt: so—überlasse ich diese Frage unberührt einem jeden, der sich ihrer annehmen will,—um zu derje-

nigen interessanten Begebenheit fortzueilen, welche der Leser, wofern er über diesem Anfang noch nicht eingeschlafen ist, im zweyten Kapitel dieses rhapsodischen Werkes, mit allen Grazien der Neuheit, deren eine so alte Geschichte nur immer fähig ist, beschrieben finden wird.

2.

EIN junger Mensch—der jedoch alt genug war, um zu wissen daß man ihn Koxkox zu nennen pflegte, ehe dieses entsetzliche Schicksal sein Vaterland befiel,—hatte das Glück, der allgemeinen Zerstörung zu entrinnen, und das Unglück, allem Ansehen nach das einzige menschliche Wesen zu seyn, dem dieses Glück zu Theil geworden war.

Koxkox glaubte sich zu erinnern, daß der Frühling, welcher, so bald als das Gewässer von den höher liegenden Orten abgeflossen war, wieder aufzublühen anfang, wenigstens der zehente sey, den er erlebt hätte;—ein Umstand, der zur Ehre seines Verstandes wenigstens so viel beweist, daß er drey und ein Drittel Mahl besser zählen konnte, als die armen Einwohner von Neuholland, welche es bis auf diesen Tag noch nicht

weiter als bis zur Pythagorischen Drey haben bringen können;—wenn wir so gut seyn wollen, es den Reisebeschreibern zu glauben.—Und in der That wär' es, das wenigste zu sagen, sehr unfreundlich, wenn wir Leuten, welche sich so vielen Gefahren und Beschwerden unterzogen haben, um uns andern *glebae addictis*—Wunderdinge nach Hause zu bringen, eine so wenig kostende Kleinigkeit, als ein Bisschen Glauben ist, versagen wollten.

Zu Folge der besagten Rechnung also, mochte Koxkox, wofern er sich anders nicht überzählt hatte, — welches größern Kronologen als er begegnet ist, und noch täglich begegnet — ungefähr vierzehn bis funfzehn Jahre alt seyn; vorausgesetzt, daß er sich wenigstens bis auf sein fünftes Jahr habe zurück erinnern können, welches von einem Jüngling von erträglicher Fähigkeit nicht zu viel gefordert scheint.

Man weiß nicht wie es zugegangen, daß er während der Überschwemmung und eine geraume Zeit hernach sich bey

Leben erhalten konnte. Was seyn soll, muß sich schicken, sagten unsre Alten,— die mit ihren Sprichwörtern gemeiniglich mehr sagten, als manche Leute zu verstehen fähig sind.—Im Nothfall sehe ich nicht, warum wir nicht unendliche Mahl befugter seyn sollten, ihn durch ein Wunder zu retten, als die Kronikenschreiber des achten und etlicher folgender Jahrhunderte es waren, Wunder aufeinander zu häufen, wo man nicht begreifen kann, wozu sie dienen sollen; — denn die Rettung eines Menschen in einem Falle wie dieser scheint doch wohl ein *dignus vindice nodus* zu seyn.

Wofern aber der eine oder andere von unsern Lesern kein Liebhaber dieser Art von Entwicklung — welche, genau zu reden, in der That keine Entwicklung ist — seyn sollte: so däucht uns, könnte man sich billig daran begnügen lassen, daß K o x k o x, besage seiner ganzen Geschichte, da war. Denn war er da, so ist die Möglichkeit seines Daseyns außer allem Zweifel; wie jedermann zugeben wird, der seinen Aristoteles oder Baumeister nicht ganz vergessen hat.

3.

DAS Land, worauf sich K o x k o x befand, war durch die besagte Überschwemmung zu einer Insel geworden. Nach einiger Zeit hatte die Erde wieder angefangen, eine lachende Gestalt zu gewinnen; junge Haine kränzten wieder die Stirne der Berge, und diese Haine wimmelten in kurzer Zeit wieder von Papagayen und Kolibri's; die Fluren, die Thäler waren voll Blumen und fruchttragender Gewächse; — kurz, da er nun immer weniger Schwierigkeiten fand sich fortzubringen, würde sich sein Herz der Freude wieder haben öffnen können: wenn die Einsamkeit, welche keinem Menschen gut ist, für einen Menschen von sechzehn oder siebzehn Jahren nicht beynahe eben so entsetzlich wäre, als für den einsiedlerischen Talapoin — welcher, um desto ruhiger der Betrachtung des geheimnißvollen Nichts (des Ursprungs und Abgrunds

aller Dinge, nach Fohi's Grundsätzen) obzuliegen, sich dreyßig ganze Jahre aus aller männlichen und weiblichen Gesellschaft freywillig verbannt hatte — der beleidigende Anblick eines nymfenähnlichen Mädchens, das sich in seine Wildniß verirret hätte.

Die Einsamkeit — ich meine hier eine solche, welche nicht von unserm Willen abhängt, und in einer gänzlichen Beraubung aller menschlichen Gesellschaft besteht — muß für Menschen, die an die Vortheile und Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens gewöhnt sind, ein unerträgliches Übel seyn. Freylich nicht für alle in gleichem Grade. — Der Dichter, der Platonist, der schwärmerische Liebhaber, es sey nun daß er in eine materielle oder unsichtbare Schönheit verliebt ist, kurz die *Penserosi* aller Gattungen und Arten, entreißen sich oft freywillig dem Getümmel der Städte, fliehen aufs Land, in einsame Schatten, in wilde Gegenden, wo überhangende Felsen, finstre Wälder, fern her schallende Wasserfälle, die süße Schwermuth unterhalten, welche das Element einer

begeisterten Einbildung ist. Solche Leute würden sichs, wenigstens eine Zeit lang, auf einer einsamen Insel gefallen lassen können. Wenn sie anfangen das Leere ihres Zustandes zu fühlen, wie viele Hülfsmittel würde ihnen ihre Einbildungskraft darbiethen? Sie würden Berge und Haine und Thäler mit eingebildeten Wesen anfüllen; sie würden mit den Nymfen der Bäche, mit den Dryaden der Bäume Liebesverständnisse unterhalten; und wenn auch dieses Mittel nicht immer hinlänglich wäre, die Forderungen der Natur und des Herzens zu befriedigen, so würde es doch genug seyn, um sie zuweilen einzuschläfern und durch angenehme Träume zu täuschen;—und alle Bonzen und Bonzinnen auf beiden Seiten des Ganges wissen, „dafs angenehme Träume sehr viel sind, wenn man nichts substantielleres haben kann“.

Aber der arme Koxkox hatte keinen Begriff von diesen Mitteln / sich die Einsamkeit zu versüßen. Das Volk, welches in den Gewässern des Kometenschweifes ersäuft worden war, hatte sich noch in den ersten Anfangsgründen des geselligen

Standes befunden. Zufrieden mit den freywilligen Geschenken der Natur hatten sie noch wenig Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeiten zur Kunst zu entwickeln. Ihre Einbildungskraft schlummerte noch, und ihre Sprache war nur sehr wenig reicher und wohlklingender als die Sprache der wilden Truthühner, womit ihre Wälder angefüllt waren. Die Erziehung, welche K o x k o x unter einem solchen Völkchen genossen hatte, konnte ihm also wenig oder gar nichts helfen, die Beschwerlichkeiten des verlassenen Zustandes, worin er sich befand, zu erleichtern. Hingegen ersetzte sie ihm auf einer andern Seite wieder, was auf dieser abging; sie verhinderte ihn das Elend seines Zustandes zu fühlen.

INDESSEN erinnerte er sich doch ganz lebhaft, daß er in seinem vorigen Zustande unter andern Kindern gewesen war, daß sie mit einander gespielt hatten, und daß unter diesen Spielen ein Tag nach dem andern wie ein Augenblick vorbey geschlüpft war. Er merkte, daß ihm jetzt die Tage länger vorkamen; öfters so lang, daß es nicht auszustehen gewesen wäre, wenn er sich nicht damit geholfen hätte, sich in irgend ein dickes Gebüsche hinzulegen, und den ganzen langen Tag so gut hinweg zu schlafen, als ob es nur eine einzelne Stunde gewesen wäre. Lebhaft Träume versetzten ihn dann in die Tage seiner Kindheit; er jagte sich mit seinen Gespielen durch Gebüsche herum, sie plätscherten mit einander in kühlen Bächen, oder kletterten an jungen Palmbäumen hinauf. Keichend erwachte er darüber, und wurde nun so traurig über sei-

ne Einsamkeit, daß er sich wieder hinlegte zu träumen. Aber weder Schlaf noch Traum war so gefällig wieder zu kommen. In dem schwermüthigen staunenden Zustande, worein ihn diese Lage setzte, blieb ihm nichts anders übrig, als mit sich selbst zu reden, — welches sich gemeiniglich damit endigte, daß er unwillig wurde, keine Antwort zu bekommen, — oder mit etlichen Papagayen zu spielen, aus welchen er sich, in Ermanglung einer bessern, eine Art von Gesellschaft gemacht hatte.

Die Papagayen hatten die schönsten Federn von der Welt, — aber eine so dumme, gleichgültige, gedankenlose Miene, so wenig Fähigkeit zu ergetzen oder sich ergetzen zu lassen, daß sogar Koxkox bey aller seiner eigenen Einfalt verlegen war, was er mit ihnen anfangen sollte.

Ein einziger aschgrauer, den er Anfangs wegen seiner unscheinbaren Gestalt wenig geachtet hatte, entdeckte ihm endlich ein Talent, welches ihm eine Art von Zeitvertreib gab, ohne daß er sogleich merkte, wie viel Vortheil er davon ziehen könn-

te. Der graue Papagay gab allerley Töne von sich, welche einige Ähnlichkeit mit gewissen Worten hatten, die er aus den Selbstgesprächen des K o x k o x aufgefangen haben mochte. K o x k o x merkte diefs kaum, so machte er sich schon ein sehr angelegenes Geschäft daraus, der Sprachmeister seines Papagayen zu werden; welcher bey seiner Lernbegierde und Fähigkeit, die ganze Kunst seines Lehrers ziemlich bald erschöpfte.

Unvermerkt sprach der Papagay so gut Mexikanisch als K o x k o x selbst. Wahr ist, ein strenger Dialektiker würde oft sehr viel gegen seine Wortverbindungen einzuwenden gehabt haben. Hingegen gelangen ihm auch nicht selten die witzigsten Einfälle; und wenn er zuweilen baren Unsinn sagte, so kam es blofs daher, weil er keine Begriffe, sondern blofse Wörter zusammen stellte;—ein Zufall, wovon, wie man glaubt, die weisesten Männer, ja sogar ganze ehrwürdige Versammlungen von weisen Männern, nicht allezeit frey gewesen sind.

K o x k o x und sein Papagay waren nun-

mehr im Stande Gespräche mit einander zu führen, die zum wenigsten so witzig und interessant waren, als es die Unterhaltung in den meisten heutigen Gesellschaften ist, wo derjenige sehr wenig Lebensart verrathen würde, welcher mehr Zusammenhang und Sinn darein bringen wollte, als in der Unterhaltung mit einem Papagay ordentlicher Weise zu herrschen pflegt.

Tlantlaquakapatli, ein angesehener Mexikanischer Philosoph, trägt kein Bedenken, den Anfang des gesellschaftlichen Lebens unter seiner Nation von dieser Vertraulichkeit Koxkoxens mit seinem Papagay abzuleiten.

Die Dichter des Landes gingen noch weiter. Sie versicherten, — mit einer Freyheit, deren sich diese Zunft bey allen Völkern des Erdbodens zu allen Zeiten mit sehr wenig Mäßigung bedient hat, — „daß irgend eine mitleidige Gottheit sich den Zustand des einsamen Koxkox zu Herzen gehen lassen, und den oft besagten Papagay in das schönste Mädchen, das jemahls von der Sonne beschienen

worden sey, verwandelt habe." Und damit die Weiber (sagen sie) ein immer währendes Merkmahl ihres Ursprungs an sich trügen, habe dieser Gott dem neuen Mädchen und allen seinen Töchtern die Schwatzhaftigkeit gelassen, welche ihm in seinem Papagayenstand eigen gewesen.

Wenn man (sagt der vorbenannte Philosoph) dieses Märchen behandelt, wie alle Märchen, welche von Anbeginn der Welt bis auf diesen Tag in Prosa, oder in Versen, oder in beiden zugleich erzählt worden sind, ohne Ausnahme behandelt werden sollten, — d. i. wenn man (durch eine so leichte Operazion, daß eine jede Amme Verstand genug dazu hat) das Wunderbare darin vom Natürlichen scheidet; so wird man finden: „daß gerade so viel Wahres daran ist, als am Boden sitzen bleibt, nachdem das Wunderbare im Rauch aufgegangen ist". Nehmlich — —

5.

Koxkox gerieth einst, indem er mit seinem Papagay auf der Hand spazieren ging, in eine Gegend, wohin er noch nie gekommen war, — und da fand er unter einem Rosenstrauche — ein Mädchenschlafen, von dessen Anblick er auf der Stelle so entzückt wurde, daß er eine gute Weile nicht im Stande gewesen wäre, zu sagen ob er wache oder träume.

Den Rosenstrauch ausgenommen, — denn ich sehe nicht, warum es nicht eben so wohl ein Balsamstrauch oder ein Rosinenstrauch oder ein Kokospflaumenstrauch hätte gewesen seyn mögen — scheint in dieser Geschichte, wenigstens bis hierher, nichts zu seyn, was der Wahrheit der Natur nicht vollkommen gemäß wäre.

Die Entzückung des armen Koxkox endigte sich mit einem Schauer, der alle

seine Glieder durchfuhr, und auf welchen eben so schnell ein Strom von geistigem Feuer folgte, der aus seinem Herzen sich in einem Augenblick durch sein ganzes Wesen ergoß, und jedes unsichtbare Fäserchen davon elektrisch machte. Das Mädchen däuchte ihm das lieblichste unter allen Dingen, die jemahls bey Tageslicht oder Mondschein vor seine Augen gekommen waren.

Die ernsthaften Leute, welche ihm dieses übel nehmen, sollten (wie Tlantlaquakapatli sagt) bedenken, daß er seit mehr als sechs und dreyßig Monden nichts als Papagayen, Truthühner, Schlangen, Affen und Ameisenbären gesehen hatte.

Diese Entschuldigung (wofern es einer Entschuldigung bedurfte) scheint sehr gründlich zu seyn. Gleichwohl aber erklären wir hiermit und kraft dieses, daß wir, aus billiger Rücksicht auf unsre schönen Leserinnen, an derselben keinen Antheil nehmen.

6.

Es mag nun aus Vorurtheil, oder aus Aberglauben, oder aus wirklicher Überzeugung dafs es so und nicht anders gewesen, hergekommen seyn, — so viel ist gewifs: dafs die Mexikanischen Tiziane, wenn sie die Göttin der Schönheit, oder, prosaischer zu reden, eine vollkommene Schöne mahlen wollten, sich dazu durch die Idee der schönen Kikequetzel (so nennen sie die Nymfe, von welcher hier die Rede ist) zu begeistern pflegten.

Sie war, sagen sie, gerade und lang wie ein Palmbaum, und frisch und saftvoll wie seine Frucht. Ihre Gestalt war nach den feinsten Verhältnissen gebildet; vom Wirbel ihres Hauptes bis zu den Knöcheln ihrer schönen Füße war nichts eckiges zu sehen noch zu fühlen. Rabenschwarze Haare flossen ihr in natürlichen

Locken um den erhabenen Busen. Sie hatte große schwarze Augen, eine kleine Stirne, hochrothe etwas aufgeworfene Lippen, eine Gesichtsfarbe die ins Jonquille fiel, eine flache aufgestülpte Nase — mit Einem Worte, niemals (sagen sie) hat die Natur etwas vollkommneres hervorgebracht.

Ein junger Sineser rümpfte die Nase bey diesem Gemählde. — Eine Schöne, rief er, mit großen Augen! mit einer kleinen Stirne! mit aufgestülpten Nüstern! — Ha! ha! ha!

Sie mag, bey dem Goldkäfer! so übel nicht gewesen seyn, schnatterte ein Hottentott — und, bey dem Goldkäfer! wenn sie zu ihren großen Augen und dicken Lippen noch kurze dicke Beine und nicht so langes Haar gehabt hätte, ich bin euch nicht gut dafür, daß ich mich nicht selbst in sie verliebt haben könnte.

Der Grieche — Aber, ach! es giebt keine Griechen mehr, welche wissen was die Gnidische Venus war!

Wir wollen nicht streiten, lieben Leute! — Der Himmel weiß, was für Drachen es in andern Planeten giebt, die sich selbst für schön, und alle unsre Liebesgöttinnen und Grazien für — Drachen halten!

Genug, die Nymfe Kikequetzel machte auf Koxkoxen denselben Eindruck, welchen Juno mit Hülfe des Gürtels der Venus auf den Vater der Götter, und die schöne Fryne ohne Gürtel auf hundert tausend tapfre Griechen mit Einem Mahle machte; — und darum allein ist es zu thun.

Übrigens hätte ich wohl selbst wünschen mögen, daß die schöne Kikequetzel einen andern Nahmen geführt hätte. Unsre höchst verfeinerten Ohren sind durch die musikalischen Nahmen unsrer Cefissen und Cidalisen, Adelaïden und Zoraiden, Nadinen und Aminnen, Belinden und Rosalinden, so verwöhnt, daß wir uns keine lebenswürdige Person ohne einen schönen Nahmen denken können. Es ist ein bloßes Vorurtheil. Aber was für eine Wirkung

würde K i k e q u e t z e l in einer Tragödie oder in einem Heldengedicht, oder nur in einer kleinen Novelle thun?—K o x k o x und K i k e q u e t z e l!—Wehe dem Dichter, der den Einfall hätte, diese Nahmen über das mühevollen Werk seiner Nachtwachen zu setzen! Alle Grazien und Liebesgötter könnten ihn nicht gegen das Lächerliche und Indecente in dem Nahmen K i k e q u e t z e l schützen.—Ich wiederhohle es, ich hätte ihr einen andern wünschen mögen;—und in der That, warum hätte sie nicht eben so gut Z i l i a oder A l z i r e heißen können?

Ein blofser Zufall war Schuld daran. Als sie mit K o x k o x e n bekannt wurde, hatte sie noch gar keinen Nahmen, und sie lebten eine geraume Zeit mit einander, ohne dafs es ihm einfiel ihr einen zu geben.

Die Wahrheit von der Sache ist: K i k e q u e t z e l (welches in K o x k o x e n s Sprache ungefähr so viel als Freude des Lebens bedeutet) war der Nahme, den er ehmahls seinem grauen P a-

p a g a y gegeben hatte. Einige Sommer nach dem Tage, da er das Mädchen unter dem besagten Rosenstrauche gefunden hatte, befahl dem armen Kikequetzel das Unglück, von einer Schlange gegessen zu werden. K o x k o x war etliche Tage untröstbar über diesen Verlust. Endlich fiel ihm, um das Andenken seines geliebten Papagayen zu erhalten, nichts bessers ein, als seinen Namen auf dasjenige überzutragen, was ihm das liebste in der Welt war: und so hieß das Mädchen Kikequetzel; — und so hat schon tausendmal ein eben so zufälliger Umstand Dinge von unendliche Mahl größserer Wichtigkeit entschieden.

Der Umstand ist an sich so gering, daß wir ihn nicht berührt hätten, wenn er nicht dem Herzen des guten K o x k o x Ehre machte.

7.
Sich hinsetzen und aussinnen, wie dem jungen Mexikaner, in dem Augenblicke, worin wir ihn zu Anfang des vorher gehenden Kapitels verlassen haben, zu Muth gewesen seyn müsse, ist wahrlich keine so leichte Sache, als sich diejenigen villeicht einbilden, die es nicht versucht haben.

Es ist noch lange nicht damit ausgerichtet, daß man sich etwa frage: Wie würde mir an einem solchen Platze gewesen seyn? — Nichts betrügt mehr als diese Operazion; ob wir gleich gestehen müssen, daß sie, mit gehöriger Vorsichtigkeit und zu rechter Zeit gemacht, allen Arten von Dichtern und Schauspielern — auf allen Arten von Schaubühnen gute Dienste thun kann.

Hundert verschiedene Personen würden

an K o x k o x e n s Platze auf hunderterley verschiedene Weise empfunden und gehandelt haben. Zum Beyspiel:

Ein M a h l e r würde mit dem kältesten Blut einen haarscharfen Umriss von der schlafenden Mexikanerin genommen haben.

Ein i n q u i s i t i v e r R e i s e n d e r hätte die ganze Scene in sein Tagebuch abgezeichnet, — wenn er hätte zeichnen können; wo nicht, so hätte er wenigstens eine so genaue Beschreibung davon gemacht, als ihm seine Eilfertigkeit verstattet hätte.

Ein A l t e r t h u m s f o r s c h e r würde alle alte Dichter und Prosaschreiber, Münzen, Aufschriften und geschnittene Steine in seinem Kopfe gemustert haben, um etwas darunter zu suchen, wodurch er diese Begebenheit erläutern könne.

Ein P o e t hätte sich gegen über gesetzt, und indessen, bis sie erwacht wäre, ein Liedchen, oder wenigstens ein kleines Madrigal gedichtet.

Ein Platonischer Philosoph hätte untersucht, wie viel ihr noch fehle, um dem Ideal eines schlafenden Mädchens gleich zu kommen?

Ein Pythagoräer, — was ihre Seele in diesem Augenblicke für Visionen habe?

Ein Hedoniker, — ob und wie es thunlich seyn möchte, ihren Schlummer durch eine angenehme Überraschung zu unterbrechen?

Ein Faun würde bey der Ausführung angefangen haben, ohne zu untersuchen.

Ein Stoiker hätte sich selbst bewiesen, daß er keine Begierden habe, weil — der Weise keine Begierden hat.

Ein ächter Epikuräer hätt' es, nach einer kurzen Überlegung, nicht der Mühe werth gefunden, die Sache in längere Überlegung zu nehmen.

Ein Skeptiker hätte die Gründe für so lange gegen die Gründe wider abgewogen, bis sie erwacht wäre.

Ein Sklavenhändler hätte sie taxiert, und, nach Berechnung der Unkosten und des Profits, auf Mittel gedacht, sie sicher nach Jamaika zu bringen.

Ein Missionar hätte sich in die Verfassung gesetzt, sie, so bald sie erwachen würde, auf der Stelle zu bekehren.

Robert von Arbrissel würde sich so nahe als möglich zu ihr hingelegt und sie so lange unverwandt betrachtet haben, bis er, dem Satan zu Trotz, gefühlt hätte, daß sie ihm nicht mehr Emotion mache als ein Flaschenkürbiss.

Sankt Hilarion wäre seines Weges fortgegangen und hätte sie gar nicht angesehen.

Und so weiter — — —

Aber Koxkox — was Koxkox empfand und dachte, das verdient ein besonderes Kapitel.

Koxkox war, nach der gelehrten Zeitrechnung des Philosophen Tlantlaquakapatli, — gegen welche sich vielleicht Einwendungen machen ließen, ohne daß den Wissenschaften ein merklicher Nutzen aus der ganzen Erörterung zugehen würde — Koxkox, sage ich, war in dem wichtigen Augenblicke, wovon die Rede ist, achtzehn Jahre, drey Monate, und einige Tage, Stunden, Minuten und Sekunden alt.

Er war fünf Fuß und einen halben Palm hoch, stark von Gliedmaßen, und von einer so guten Leibesbeschaffenheit, daß er niemahls in seinem Leben weder Husten, noch Schnupfen, noch Magendrücken, noch irgend eine andre Unpäßlichkeit gehabt hatte; — welchen Umstand der weise und vorsichtige Kornaro, in seinem bekannten Buche von den Mitteln alt zu

werden, seiner Mäßigkeit und einfältigen Lebensart zuschreibt.

Die Absonderung seiner Säfte ging also vortrefflich von Statten, und die flüssigen Theile befanden sich bey ihm mit den festen in diesem glücklichen Gleichmase, welches, nach dem göttlichen Hippokrates, die Bedingung einer vollkommenen Gesundheit ist.

Alle seine Sinne und sinnlichen Werkzeuge befanden sich in derjenigen Verfassung, welche — in allen Handbüchern der Wolfischen Metafysik — zum Empfinden erfordert wird. Die Kanäle seiner Lebensgeister waren nirgends verstopft, und die Fortpflanzung der äufsern Eindrücke in den Sitz der Seele, (welcher, im Vorbeygehen zu sagen, ihm so bekannt war als irgend einem Psychologen unserer Zeit) nebst der Absendung der Volitionen und Nolitionen aus dem Kabinet der Seele in die äufsersten Fäserchen derjenigen Werkzeuge, welche bey Ausführung derselben unmittelbar interessiert waren, ging mit der größten Leichtigkeit und Behendigkeit von Statten.

Er hatte ungefähr vor zwey Stunden eine starke Mahlzeit von Früchten und geröstetem Maiz gethan, und ungefähr drey Nössel von einem Trank aus Wasser, Kaomehl und Honig zu sich genommen, von welchen beiden Ingredienzen das erste bekannter Massen sehr nährend, und das andere, nach Boerhaave und allen die Er abgeschrieben hat und die Ihn abgeschrieben haben, ein vortreffliches Konfortativ ist, dessen Kokox weniger als irgend einer von unsern angeblichen Mädchenfressern nöthig gehabt zu haben scheint.

Es war ungefähr um vier Uhr Nachmittags, in dem Monat, worin ein allgemeiner Geist der Liebe die ganze Natur neu belebt, alle Pflanzen blühen, tausend Arten von bunten Fliegen und Schmetterlingen, aus ihren selbst-gesponnenen Gräbern aufgestanden, ihre feuchten Flügel in der Sonne versuchen, und zehen tausend vielfarbige Wizizilis auf jungen Zweigen aus ihrem langen Winterschlummer erwachen, um unter Rosen und Orangenblüthen zu schwärmen, und ihr wollüstiges Leben, welches mit der Blumen-

zeit anfängt, zugleich mit ihr zu beschließen.

Es ist sehr zu bedauern, daß Tlantlaquakapatti, aus Mangel eines Reaumürschen oder irgend eines andern Thermometers, nicht im Stande war, den Grad der Wärme zu bestimmen, auf welchem sich damahls die Luft befand.

Es war ein schöner, warmer Tag, sagt er, die Luft rein, und der oberste Theil derselben lasurblau; und es wehte ein angenehmer Wind von Nord-West-West, welcher die Sonnenhitze so gut mäßigte, daß das Roth auf Koxkoxens Wangen, etliche Augenblicke zuvor eh' er das schlafende Mädchen erblickte, nicht höher war, als es auf den innersten Blättern einer neu aufgehenden Rose zu seyn pflegt.

Unser Philosoph—welcher glaubt, daß alle diese Umstände bey Berechnung der Ursachen und Wirkungen der menschlichen Leidenschaften mit in die Rechnung gebracht werden müssen—ist eben so genau in Angebung aller der kleinen Bestimmun-

gen, unter welchen die schöne Kike-
quetzel dem jungen Mexikaner in die
Augen stach.

Seiner Beschreibung nach, war sie ge-
rade so gekleidet, wie die Grazien der
Griechen oder die Töchter der Karaiben
auf den Antillen, das ist in derjenigen
Kleidung, wegen welcher der ältere Pli-
nius—vermuthlich in einem Anstofs von
schlimmer Laune—mit der Natur einen
Zank anfängt, der uns (alles wohl über-
legt) der unbilligste unter allen scheint,
welche jemahls ein mißmüthiger Philosoph
mit ihr angefangen hat¹⁾.

Sie lag auf einem grünen Rasen, dessen
dichtes blumenvolles Gras sie (wie Homer
von seiner bekannten Göttergruppe auf
dem Ida sagt) sanft empor zu heben
schien. Ihr Haupt ruhte auf einem Haufen
der schönsten Blumen, welche sie ver-
muthlich selbst (es wäre denn, daß man
glauben wollte, daß Zefyr oder irgend
ein andrer Sylfe ihr diese Galanterie ge-
macht habe) zu diesem Gebrauch zusam-

¹⁾ *Plin. Histor. Natural. L. VII. in prooemio.*

men getragen hatte. Ihr rechter Arm — dessen schöne Form unser Philosoph nicht unbemerkt läßt — verbarg einen Theil ihres Gesichts, und bekam durch die Verkürzung, und den sanften Druck, den er von seiner Lage litt, einen Reiz, der — wie alle Grazien — sich besser fühlen als zeichnen, und besser zeichnen als beschreiben läßt. — Das leichte Gesträuch, welches eine Art von Sonnenschirm um sie zog, warf kleine bewegliche Schatten auf sie hin, welche die pittoreske Schönheit des Gemäldes — denn noch war es nichts mehr für unsern Mann — erheben halfen.

TLANTLAQUAKAPATLI untersteht sich aus verschiedenen Ursachen nicht, zu bestimmen, wie schön das Mädchen gewesen sey;—denn

Erstlich, (sagt er) fehlen mir dazu die nöthigen Originalgemähde, Zeichnungen, Abdrücke, u. s. w.

Zweytens, haben wir kein allgemein angenommenes Maß der Schönheit, und

Drittens, ist auch keines möglich,—bis alle Menschen, an allen Orten und zu allen Zeiten, aus einerley Augen sehen, und den Eindruck mit einerley Gehirn auffassen werden;—und das, spricht er, hoffe ich nicht zu erleben.

Indessen getraut er sich so viel zu be-

haupten, daß sie, so wie sie gewesen, dem ehrlichen Koxkox das schönste und lieblichste Ding in der ganzen Natur geschienen habe; — und wir zweifeln, ob es möglich sey ihm das Gegentheil zu beweisen.

Die Wahrheit zu sagen, bey einem Dinge, welches das einzige in seiner Art ist, hat weder Vergleichung noch Übertreibung Statt. Koxkox konnte keine Idee von etwas besserm haben als er vor sich sah. Seine Einbildungskraft hatte gar nichts bey der Sache zu thun; seine Sinne und sein Herz thaten alles. Kikequetzel hätte so schön seyn mögen als Kleopatra, Poppäa, Roxelane oder Frau von Montespan, oder, wenn ihr lieber wollt, so schön als Oriane, Magellone, Frau Kondüramur, und die Prinzessin Dulcinea selbst, ohne daß sie ihm um ein Haar schöner vorgekommen wäre, oder um den hundersten Theil des Drucks eines Blutkügelchens mehr Eindruck auf ihn gemacht hätte, als so wie sie vor ihm lag.

„Das ist wunderbarlich“. — Es ist nicht anders, mein Herr.

Unser Autor—dessen verloren gegangene Schriften der geneigte Leser um so mehr mit mir bedauern wird, als uns diese Probe von seinem Beobachtungsgeite keine schlechte Meinung giebt—geht noch weiter, indem er sich sogar getraut, die eigensten Empfindungen von Augenblick zu Augenblick zu bestimmen, welche K o x k o x, einem so unverhofften Gegenstand gegen über, habe erfahren müssen.

Beym ersten Anblick, spricht er, schauerte der Jüngling, in einer Art von angenehmem Schrecken, zwey und einen halben Schritt zurück.

Im Z w e y t e n Momente guckte er, mit aller Begierde eines Menschen der sich betrogen zu haben fürchtet, wieder nach ihr hin. Der Durchmesser seines Augapfels wurde um eine halbe Linie größer; er hielt die linke Hand etwas eingebogen vor seine Stirne, so daß der Daumen an den linken Schläf zu liegen kam, und schlich sich allgemach mit zurück gehaltenem Athem näher, um sie desto besser betrachten zu können.

Im Dritten Momente glaubte er einen kleinen Unterschied zwischen ihrer Figur und der seinigen wahrzunehmen, und eine Bestürzung von der angenehmsten Art, welche ihn bey dieser Entdeckung befiel, nahm

Im Vierten, und Fünften dergestalt zu, daß er im Sechsten eine Art von Beklemmung ums Herz fühlte, welche sich ungefähr im Neunten oder Zehnten mit der oben besagten Ergießung des subtilen elektrischen Feuers aus seinem Herzen durch alle Adern, Kanäle und Fasern seines ganzen Wesens endigte.

Dieser letzte Augenblick ist, nach der Meinung unsers Autors, der angenehmste in dem ganzen Leben eines Menschen; und dasjenige, was er darüber filosofiert, scheint uns nicht unwürdig zu seyn, in einem kleinen Auszug zu einem eigenen Kapitel gemacht zu werden.

Die ganze Natur, spricht er, zeugt von der Güte und Weisheit ihres Urhebers.

Aber in der ganzen Natur überzeugt mich, — **Tlantlaquakapatli**, **Mixquitlipikotsohoitl's** Sohn, nichts vollkommener und inniger von dieser größten und besten aller Wahrheiten, als die Beobachtung der besondern Aufmerksamkeit, welche dieser unsichtbare Geist der Natur darauf gewandt hat, — den höchsten Grad des Vergnügens, dessen der Mensch fähig ist, mit denjenigen Empfindungen unauflöslich zu verbinden, welche den großen Endzweck seines Daseyns unmittelbar befördern.

Glaub' ich, am Ende einer feurigern Bestrebung meines Geistes durch die krummen Irrgänge der Einbildung, eine schon

lange vor mir fliehende Wahrheit erhascht zu haben;

Oder, unterhalt' ich mich, einsam und in mich selbst gesammelt, mit dem Anschauen eines tugendhaften Karakters;—ich seh' ihn in Handlung gesetzt, in Versuchungen verwickelt, mit Schwierigkeiten umringt;—ich zittre für ihn;—und nun, in dem großen Augenblicke der Entscheidung, seh' ich ihn seiner würdig handeln, und meine schüchterne Hoffnung durch die schönste der Thaten überraschen;

Oder, mein besseres Selbst hat in diesem Augenblick einen Sieg über das unedlere erhalten;—ich habe eine eigennützige Bewegung unterdrückt, welche mich verhindern wollte etwas Gutes zu thun, da ich einen Wink dazu bekam;—oder eine übelthätige, welche mich aufwiegelte eine Beleidigung zu rächen, weil ich es, ohne Besorgniß mir selbst dadurch zu schaden, hätte thun können;

Oder, ich habe dem süßen Zug

der Menschlichkeit gefolget, und mit sanfter mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewischt, die Freude ins bleiche Gesicht des Bekümmerten zurück gerufen:

In allen diesen, und in allen ähnlichen Fällen, fühle ich, in dem entscheidenden Augenblicke, diese göttliche Flamme sich mit einer unaussprechlichen geistigen Wollust durch mein ganzes Wesen ergießen, und den sittlichen Menschen mit dem animalischen wie in Eins zusammen schmelzen;—und ich sag' und schwöre, daß keine andre Wollust so süß, so befriedigend, und—wenn ihr mir diesen Ausdruck gestatten wollt—so vergötternd ist als diese.

Ich habe, fährt er fort, auch unter Rosen gelegen, o Motezuma! Ich habe mich auch in den Düften des Rosenstrauchs, im säuerlichsüßen Nektar des Palmbaums, und in den süßern Küssen des Mädchens berauscht.—Hab' ich nicht den Becher der Freude rein ausgetrunken, und den letzten Tropfen von meinem Nagel abgesogen?—Aber, ich behaupte dir

und schwöre, daß die Wollust eine gute That zu thun — die größte aller Wollüste ist?

Sanft ruhe deine Asche, weiser und empfindungsvoller Tlantlaquakapatli! und Friede sey mit deinem Schatten, wo er auch irren mag! Wenn schon dein Name in keinem Gelehrtenregister prangt, und kein hohlaugiger Kommentator, in eine Wolke von Lampendampf (das Sinnbild seiner viel wissenden Dummheit) eingehüllt, polyglottische Noten mit schwerer Arbeit zu deinen Werken zusammen getragen hat: so soll dennoch — oder mein weissagender Genius müßte mich gänzlich betrügen — dein Gedächtniß noch dauern, wenn ich lange, wie du selbst, Staub bin, und von dem Menschenfreunde gesegnet werden, dessen klopfendes Herz dir die große Wahrheit beschwören hilft: daß die Wollust eine gute That zu thun die größte aller Wollüste ist.

Wenn der Urheber des Menschen (so beschließt mein Freund Tlantlaquakapatli seine Betrachtung) den Trieben,

von welchen die Vermehrung unsrer Gattung die Folge ist, einen Theil dieser göttlichen Wollust, von welcher ich rede, eingeschenkt hat: so kann ich nichts anders vermuthen, als daß es darum geschehen sey, weil dieses Geschäft, wiewohl an sich selbst bloß animalisch, für das menschliche Geschlecht von solcher Wichtigkeit ist, daß er es in dieser Betrachtung würdig fand, die Menschen durch dieselbe Belohnung, die er mit den edelsten Handlungen verbunden hat, dazu einzuladen.

DIE Empfindungen des jungen Mexikaners waren so heftig, daß er sich an einen Baum, der Schlafenden gegen über, lehnen mußte, um nicht unter ihrer Gewalt einzusinken.

Die Freude, eine Gesellschaft zu finden, von welcher er sich mehr Vergnügen und Vorthail versprach als von seinen Papagayen,

Die Anmuthung, welche ihm ihre Ähnlichkeit mit ihm einflößte,

Eine andere unbekannte Regung, die gerade aus dem Gegentheil entsprang,

Das Vergnügen an ihrem bloßen Anschauen, und die dunkle Ahnung, welche seine Brust mit noch süßern Erwartungen schwelte —

Alle diese Regungen, welche ihm so fremd und doch so natürlich, so angenehm und doch so unverständlich waren, — konnten, (wie Tlantlaquakapatli meint) wenn wir auch alles dasjenige, was die Umstände des Subjekts, der Zeit, des Ortes, u. s. w. dazu beytragen mochten, abziehen, nicht weniger als die angegebene Wirkung hervorbringen.

Es ist in der menschlichen Natur, daß wir uns das wirkliche Vorhandenseyn eines Gegenstandes, den uns die Augen bekannt gemacht haben, durch einen andern Sinn zu beweisen suchen, welcher (wie alle Ammen und Kinderwärterinnen zehntausendmahl zu beobachten Gelegenheit haben) der erste ist, durch den wir unser eigenes Daseyn fühlen, und der eben dadurch zum Werkzeug wird, womit wir, von der Natur selbst dazu angewiesen, die Wirklichkeit der Fänomene, die uns umgeben, auf die Probe setzen.

Nichts war demnach natürlicher als der Zweifel, der nach einer kleinen Weile

in K o x k o x e n aufstieg, „ob das, was er sah, auch wirklich sey“?

Eben so natürlich war, daß er diesen Zweifel kaum empfand, als er sich schon der schlafenden Nymfe näherte, um sich durch den vorbesagten Sinn zu erkundigen, was er von der Sache zu glauben hätte.

Er streckte schon seine rechte Hand aus, — als ein abermahliger Schauer sein Blut aus allen Adern gegen die Brust zurück drückte; und — wie ein Pfeil, der unmittelbar am Ziele alle seine Kraft verloren hat — sank der nervenlose Arm zurück.

Er betrachtete das Mädchen von neuem: und da sich mit jedem Augenblicke seine Furcht verlor, und die Begierde, sich ihrer K ö r p e r l i c h k e i t zu versichern zunahm; so streckte er noch einmahl seine rechte Hand aus, bückte sich mit halbem Leib über sie hin; und legte, so sacht es ihm möglich war, die zitternde Hand auf ihre linke Hüfte.

Man müßte gar nichts von der menschlichen Natur verstehen, sagt der Mexicanische Philosoph, wenn man sich einbilden wollte, daß er es bey diesem ersten Versuch habe bewenden lassen können. Die Wichtigkeit der Wahrheit von der er sich versichern wollte, und das Vergnügen, welches mit der Untersuchung unmittelbar verbunden war, vereinigten sich mit einander, ihn zu vermögen das Experiment fortzusetzen.

Unvermerkt, und mehr durch einen mechanischen Instinkt als mit Vorsatz, schweifte die forschende Hand von dem Orte, den sie zuerst berührt hatte, zum sanft gebogenen Knie herab.

Was in diesen Augenblicken in ihm vorging, läßt sich nicht beschreiben. Die Wahrheit ist, daß er selbst unfähig gewesen wäre Rechenschaft davon zu geben. Denn (um den Leser nicht unnöthig aufzuhalten) seine Augen fingen an trüb zu werden, und vor lauter Empfindungen sank er ohne Empfindung neben die schöne K i k e q u e t z e l hin, so daß die Hälfte seines Gesichts ungefähr eine Spanne

und anderthalb Daumen über ihrem besagten linken Knie aufzuliegen kam.

Das Mädchen erwachte in diesem nehmlichen Augenblicke.

TLANTLAQUAKAPATLI findet, eh' er weiter geht, vor allen Dingen nöthig, uns zu berichten, daß die schöne Kikequetzel, zu der Zeit, da Mexiko in den Wassern des oben besagten Kometenschwanzes unterging, ein Kind von eilf bis zwölf Jahren gewesen sey. Mit diesem armen Kinde auf dem Rücken habe sich ihre Mutter auf einen hohen Berg geflüchtet, wo sie sich, bis das Gewässer wieder abgeflossen, in einer Höhle aufhalten, und von den Eyern einiger Vögel, die in dem Felsen nisteten, gelebt hätten.

Da diese unglückliche Mutter, auf allen ihren Herumschweifungen in dem neuen Lande, welches aus dem Wasser wieder hervor gegangen war, keine Spur von Menschen gefunden hatte : so blieb ihr nichts anders übrig, als sich an den trost-

losen Gedanken zu gewöhnen, daß sie und ihre kleine Tochter die einzigen Geretteten seyen.

Sie waren also eines dem andern die ganze Welt. Alle ihre Empfindungen konzentrierten sich in ihre gegenseitige Liebe. Das kleine Mädchen kannte kein größeres Vergnügen, als ihrer Mutter die Sorge für ihre Erhaltung so gut sie konnte zu erleichtern, ihr die schönsten Blumen zu bringen, die sie auf ihren kleinen Wanderungen fand, und die Thränen, die oft wider ihren Willen dem geheimen Kummer ihres Herzens Luft machten, von ihren Wangen und von ihrem Busen wegzuküssen.

Drey Sommer hatten sie auf diese Weise mit einander verlebt, als die gute Mutter einsmahls das Unglück hatte, durch einen Fall von einem Kokusbaum, auf dem sie sich, um die Früchte zu pflücken, gewagt hatte, das Leben einzubüßen.

Das trostlose Mädchen, nachdem sie etliche Tage lang alles mögliche versucht

hatte die Todte wieder zu beleben, sah sich endlich gezwungen, ihre Hoffnung aufzugeben, und entfernte sich von dem traurigen Orte. Sie gerieth in unbekannte Gegenden, deren natürliche Fruchtbarkeit ihr allenthalben anbot, was sie zu Erhaltung ihres Daseyns nöthig hatte.

Ihre Mutter hatte ihr einige unvollkommene Begriffe von dem vorigen Zustand ihres Volkes gegeben. Sie hatte sich so viel daraus gemerkt, daß es eine Art von Menschen gegeben habe, welche nicht völlig so gewesen wie sie selbst. Sich deutlicher zu erklären hatte die Mutter für unnöthig gefunden, da das Mädchen noch ein Kind war, und bestimmtere Kenntnisse ihr ohnehin, in dem einsamen Zustande wozu sie verurtheilt schien, zu nichts dienen konnten. Indessen wußte das Mädchen schon genug, um ein sehr lebhaftes Verlangen in sich zu fühlen, einen von diesen Menschen zu finden; wenn es auch nur gewesen wäre, um zu wissen wie sie aussehen.

Sie war in der vollen Blüthe ihrer Jugend, als K o x k o x sie zuerst antraf; und

aufser der besagten Neugier, welche täglich wuchs, hatte ihr Herz, durch die Liebe zu ihrer Mutter, und die Gewohnheit, in den melankolischen Stunden der guten Frau ihr trauern und weinen zu helfen, eine stärkere Anlage zu zärtlichen Empfindungen bekommen, als die bloße Natur den meisten ihres Geschlechts zu geben pflegt.

Sie mußte also entsetzlich zärtlich seyn, sagt Tlantlaquakapalli.

Der Abkürzer dieser anekdotischen Geschichte hält es für seine Schuldigkeit, eh' er zu demjenigen fortschreitet, was auf das Erwachen der schönen und zärtlichen Kikequetzel folgte, seine auf Europäische Manier schönen und zärtlichen Leserinnen zu ersuchen, es — nicht einer vorsetzlichen Absicht, die Delikatesse ihrer Empfindungen zu beleidigen, oder der Würde ihres Geschlechtes (dessen Verehrer er allezeit zu bleiben hofft) zu nahe zu treten, — sondern lediglich der Verbindlichkeit, den Pflichten eines getreuen Kopisten der Natur genug zu thun, beyzumessen, wenn er sich in

dem folgenden Kapitel genöthiget sehen wird, das Betragen dieser jungen Mexikanerin unverschönert, so wie es war darzustellen; ein Betragen, von welchem er besorgen muß, daß es, ungeachtet aller seiner Bemühungen das Auffallende darin zu mildern, der besagten Delikatesse seiner schönen Gönnerinnen anstößig werden dürfte.

Er bittet sie indessen zu bedenken, ob es nicht gleichwohl zu einer Entschuldigung der jungen Mexikanerin diene, daß sie — in den Umständen, worin sie sich ohne ihr Verschulden befand, und bey dem gänzlichen Mangel aller Vortheile der Ausbildung und Politur, welche nur Erziehung und Welt geben können — nichts besseres seyn konnte als ein Werk der rohen Natur; oder, mit andern Worten, daß es unbillig wäre den wilden Gesang einer ungelehrten Nachtigall zu verachten, weil eine ihrer Schwestern das Glück gehabt hat in einem Käfigt erzogen zu werden und nach den Noten eines Hiller oder Naumann singen zu lernen.

WIE sich die Crebillonische Fee Tout ou Rien, — oder die Fee Konkombre, oder die sehr decente Dame Zulika, — oder wie sich irgend eine von den Celimenen, Julien, Belisen, Aramin-ten, und Cidalisen des besagten Französischen Sittenmahlers — in einem ähnlichen Falle aber bey veränderten Umständen, es sey nun in irgend einem anmuthigen Bosket, oder in einem wollüstigen Kabinet auf einem rosenfarbenen Lotterbette*) mit silbernen Blumen betragen hätte, — liesse sich, wenn es nöthig wäre, mit der größten moralischen Gewifsheit bestimmen, ohne dafs

*) Um dem Hrn. Campe die Verantwortung dieser Verdeutschung des Worts Sofa nicht allein aufzubürden, gestehe ich, dafs es mir hier an seinem rechten Orte zu stehen scheine.

man dazu eben ein Crebillon seyn müßte.

Und wie sich unsre vorbesagten Leserinnen selbst sammt und sonders in solchen Umständen betragen würden, ist eine Sache, welche wir ihnen zu gelaßner Überlegung in einer ernsthaften einsamen Stunde überlassen; mit der beygefügt freundschaftlichen Verwarnung, daß diejenigen unter ihnen, welche ihr großes Stufenjahr noch nicht zurückgelegt haben, oder (was auf Eines hinaus kommt) welche sich noch den Nachstellungen unternehmender Liebhaber ausgesetzt sehen, — ehe sie diese Selbstprüfung anstellen — sich in ihr Kabinet einschließen, und Befehl ertheilen möchten daß sie nicht zu Hause wären, wenn sich auch der ehrerbietigste unter allen Liebhabern an der Pforte melden sollte.

Was indessen aber auch das Betragen irgend einer erdichteten oder unerdichteten heutigen Dame in dergleichen Fällen seyn möchte — so kann es, wie gesagt, nicht zur Richtschnur für die lebenswürdige Kikequetzel genommen wer-

den, welche (um ihr nicht zu schmeicheln) im Grunde weder mehr noch weniger als eine Wilde war, und — was einen wesentlichen Umstand in der Sache ausmacht — Ursache hatte, sich für das einzige Mädchen in der Welt zu halten.

Ich — der ich es, ohne eine außerordentliche Reizung oder eine gräßliche Verstimmung des Instruments meiner Seele, nicht über mein Herz bringen kann, einen Wurm unter meinen Füßen zu zertreten — verabscheue nichts so sehr, als den bloßen Schatten des Gedankens, auch nur zufälliger Weise eines von den schwachen Geschöpfen zu ärgern, deren kakochymische Seele nichts als Molken und leichte Hühnerbrühen verdauen kann, und jede stärkere Speise, so gesund sie auch für gesunde Leute seyn mag, mit Ekel und Beschwerde *αυω και κατω* wieder von sich giebt. Sollte also, wider alles bessere Verhoffen, dieses unschuldige Buch — welches (wie ich schon erklärt zu haben glaube) keine Nahrung für blöde Magen ist — von ungefähr einem solchen schwachen Bruder in die Hände fallen: so ersuche ich ihn hiermit dienstli-

chen Fleißes, — und nehme darüber alle meine werthen Leser zu Zeugen dafs ich es gethan habe—das Buch ohne weiteres, wenigstens beym Schlusse dieses Kapitels, wegzulegen, und, es sey nun durch Aufsagung des Griechischen Alfabet, (wie dem Kaiser August in einem ähnlichen Falle gerathen wurde) oder durch jedes andere Mittel, welches er aus Erfahrung am bewährtesten gefunden hat, alle Gedanken weiter fortzulesen sich aus dem Sinne zu schlagen. Widrigen Falls und dafern ein solcher, oder eine solche, dieser meiner ernstlichen Warnung ungeachtet, mit Lesen weiter fortfahren, und dadurch auf irgend eine Weise zu Schaden kommen, oder durch ekelhaftes Aufstossen oder Erbrechen dessen, was er solcher Gestalt, naschhafter Weise, zu sich genommen hätte, andern ehrlichen Leuten, oder auch mir selbst beschwerlich fallen sollte; ich mich hiermit ein-für allemahl gegen alle daher entspringen mögende Verantwortung zierlichst verwahrt, und den besagten Leser (oder Leserin) selbst für alles sich und andern dadurch zuziehende Übel, für jetzt und allezeit verantwortlich gemacht haben will.

14.

IN dem Augenblicke, da sie erwachte, lag (wie wir wissen, — sie aber nicht wissen konnte bis sie es sah) ein Jüngling, der erste den sie in ihrem Leben sah, und der, nach unsrer Art zu reden, mehr dem jungen Herkules als dem jungen Bacchus glich, in einem dem Tod ähnlichen Zustande zu ihren Füßen, mit der Hälfte seines Gesichts eine Spanne und anderthalb Daumen über ihrem linken Knie aufgestützt.

Damen können sich leichter vorstellen, als ichs beschreiben könnte, wie sehr sie über diesen Anblick erschrak.

Durch die Bewegung, welche sie in der ersten Bestürzung machte, veränderte das Gesicht des armen Koxkox seine Lage ein wenig, ohne den Vortheil desselben zu verlieren — wofern es nicht gar dabey

gewann; wie sich genauer bestimmen liesse, wenn der Philosoph Tlantlaquakapatli seiner zwar sehr umständlichen aber etwas undeutlichen Beschreibung eine genaue Zeichnung beyzufügen nicht vergessen hätte; — eine Unterlassung, um derentwillen eine Menge gelehrter und mühsamer Beschreibungen des Aristoteles, Theophrast, Plinius, Avicenna und anderer Naturforscher der Welt unbrauchbar geworden sind.

Der erste Schrecken des Mädchens verlor sich im dritten oder vierten Augenblicke da sie ihn betrachtete, und verwandelte sich in das lebhafteste Vergnügen, das sie jemahls empfunden hatte, — und welches sie natürlicher Weise beym Anblick eines Wesens fühlen mußte, das ihr zu ähnlich war um kein Mensch, und nicht ähnlich genug um ein Mensch von ihrer Art zu seyn. Sollte es wohl, dachte sie, einer von den Männern seyn, von denen mir meine Mutter sprach, ohne dafs ich sie recht verstehen konnte?

Unfehlbar ist es einer, flüsterte ihr etwas in ihrem Busen auf diese Frage zur Antwort.

Des Menschen Herz hat seine eigene Logik, und — mit Erlaubniß des ehrw. P. Malebranche, eine sehr gute — Dank sey dir dafür, liebe Mutter Natur! Sie thut uns unaussprechliche Dienste. Was wir wünschen ist uns wahr, so lang' es nur immer möglich ist dafs wir das Gegentheil unsern eignen Sinnen abdisputieren können.

„Wie kam er hierher? Wo war er zuvor? Warum liegt er hier zu meinen Füßen? Warum liegt sein Gesicht eine Spanne und anderthalb Daumen über meinem linken Knie?

„Schläft er? Wie mag er wohl aussehen wenn er wacht?

„Wie wird er sich wohl geberden wenn er mich erblickt?

„Wird er mich auch so lieb haben wie meine Mutter mich lieb hatte“?

Dergleichen leise Stimmen liefsen sich noch mehr in ihrem Busen hören; aber es würde kaum möglich seyn, sie in ir-

gend eine exoterische Sprache zu übersetzen.

Aber noch gab der Schlafende kein Zeichen des Lebens von sich. Ach! rief sie mit einem ängstlichen Seufzer, sollte er todt seyn?—

Sie konnte diesen Zweifel nicht ertragen. Sie legte zitternd ihre blasse Hand auf sein Herz—

Er war nicht todt—denn in diesem Augenblick erwachte er!

Sie fuhr zusammen, und zog mit einem Schrey des Schreckens und der Freude ihre Hand zurück.

K o x k o x kam zu sich selbst, ehe sie sich ganz von ihrem angenehmen Schrecken erhohlt hatte.

Er hob seine Augen auf, und sah sie—mit einem so freudigen Erstaunen, mit einem so lebhaften Ausdruck von Liebe und Verlangen an, und seine Augen baten so brünstig um Gegenliebe;—

dafs sie — die keinen Begriff davon hatte dafs man anders aussehen könne als es einem ums Herz ist — sich nicht anders zu helfen wufste, als ihn — wieder so freundlich anzusehen als sie nur immer konnte.

Die Wahrheit ist, dafs sie ihn so zärtlich ansah, als die feurigste Liebhaberin einen Geliebten ansehen könnte, der nach sieben langen Jahren Abwesenheit, und nach so vielen Abenteuern als Ulysses auf seiner zehnjährigen Wanderung bestand, wohlbehalten und getreu in ihre Umarmungen zurück geflogen wäre. — Aber was das sonderbarste dabey war, ist, dafs sie weder wufste noch wissen konnte, warum sie ihn so zärtlich ansah. In der That wufste sie gar nicht wie ihr geschah; genug, es war ihr so wohl bey diesen Blicken und Gegenblicken, dafs ihr däuchte, sie fange eben itzt zu leben an.

DIE Weisen haben längst bemerkt, daß etwas Magisches in dem menschlichen Auge sey; und bekannter Maßen hat man die Sache weit genug getrieben, zu glauben, es gebe Leute, welche mit einem bloßen Blicke vergiften könnten;—ein Glaube, der zu allen Zeiten unter den Philosophen wenig Beyfall gefunden hat.

Aber daß ein bloßer Blick zuweilen hinlänglich sey, aus einem weisen Mann einen Gecken, aus einem Masülim einen Mann, und aus einem Bruder Luze einen Pr**p zu machen,—das sind bekannte Wahrheiten.

Koxkox sah die schöne Kikequetzel immer feuriger an;

Sie Koxkoxen immer zärtlicher.

„O! wie lieb hab' ich dich"! — sagten ihr seine Augen.

„O! wie angenehm ist mir das"! — antworteten die ihrigen.

„Ich möchte dich auf einen Blick aufessen", sagten jene.

„Ich sterbe vor Vergnügen wenn du mich länger so ansiehst", sagten diese.

Diese Augensprache dauerte, nach unserm Autor, ungefähr eine Minute, weniger etliche Sekunden, als K o x k o x, der noch immer zu ihren Füßen lag, — nicht als ob er einen bestimmten Vorsatz dabey gehabt hätte, sondern in der That aus bloßem Instinkt, — seine beiden Arme um ihren Leib schlug.

K i k e q u e t z e l, die sich einbildete, daß sie ihm keine Antwort schuldig bleiben dürfe, legte ganz langsam und leise ihre rechte Hand auf seine linke Schulter, — und erröthete bis an die Fingerspitzen, indem sie es that.

K o x k o x drückte sein Gesicht an ihren Busen.

Das Mädchen fuhr sanft streichelnd an seiner linken Schulter bis zur Brust herab, und schien sich sehr am Pochen seines Herzens zu ergetzen.

Tlantlaquakapatli, dessen Fehler überhaupt zu wenig Umständlichkeit nicht ist, fährt hier fort, uns von Umstand zu Umstand zu berichten, wie die Natur mit diesen ihren Kindern gespielt habe. Keine falsche Bescheidenheit — denn Natur ist uns in allen ihren Wirkungen ehrwürdig — sondern bloß unser Unvermögen, die Zartheit der Sprache des Mexikanischen Philosophen in die unsrige übertragen zu können, verbietet uns, ihm weiter zu folgen.

Die guten Kinder wußten nichts anders.

„Sie machten also nicht mehr Umstände als dieß“? fragt Araminte. —

Keinen einzigen!

16.

WENN uns nicht alles betrügt, so ist das, was wir unsern Lesern in den beiden vorher gehenden Kapiteln zu lesen gegeben haben, pure Natur. So viel ist gewiß, die Kunst ³⁾ hatte keinen Antheil weder an den Gefühlen dieser Alt-Mexikanischen Liebenden, noch an der Art wie sie sich ausdrückten.

Und nun fragt sich: —, Verliert oder gewinnt die Natur dadurch, wenn sie des Beystands und der Auszierung der Kunst entbehrt?

Eine verwickelte Frage! Ein wahrer Gordischer Knoten, den wir, nach

3) Das Wort Kunst wird in diesem und dem folgenden Kapitel in der weitläufigsten Bedeutung, in so fern es gewöhnlich der Natur entgegen gestellt wird, genommen.

dem Beyspiele der raschen Leute die mit allem gern bald fertig sind, geradezu zerschneiden könnten, wenn wir nicht für besser hielten, vorher zu versuchen, ob er nicht mit Hülfe einer leichten Hand und mit ein wenig Flegma aufzulösen sey.

Es giebt eine Kunst, welche die Werke der Natur wirklich verschönert; und eine andere, welche sie, unter dem Vorwande der Verbesserung oder Ausschmückung, verunstaltet.

Wiewohl nun die erste allein des Namens der Kunst würdig ist, so wird sie ihn doch so lange mit ihrer Bastardschwester theilen müssen, bis man für diese einen eigenen Namen erfunden haben wird.

Einige bestimmen das Verhältniß der Kunst gegen die Natur nach dem Verhältniß eines Kammermädchens gegen ihre Dame; andere nach demjenigen, welches der Schneider, der Friseur, der Brodeur, und der Parfümeur — vier wichtige Erzämter! — gegen ein gewisses Geschöpf haben, welches, je nach-

dem man einige besondere Veränderungen damit vornimmt, unter den Händen der vorbesagten vier plastischen Naturen und nach ihrem Belieben, ein Markis oder Lord, ein Abbé oder ein Chevalier, ein Parlamentsrath oder ein Held, ein Witzling oder ein Adonis wird; im Grund aber, in allen diesen verschiedenen Einbildungen und Posituren — immer das nehmliche Ding bleibt, nehmlich ein Geck.

Nach dem Begriff der ersten, ist die Natur der Homerischen Venus gleich, welche von den Grazien gebadet, gekämmt, aufgeflochten, mit Ambrosia gesalbt, und auf eine Art angekleidet wird, wodurch ihre eigenthümliche Schönheit einen neuen Glanz erhält.

Nach dem Begriff der andern, ist die Kunst eine Alcina, die einen ungestalten, kahlen, triefäugigen, zahnlosen Unhold zu jener vollkommenen Schönheit umschafft, welche Ariost in sechs unverbesserlichen Stanzen — zwar nicht so gut gemahlt hat, als es Tizian mit Farben hätte thun können, aber doch

so gut beschrieben hat, als — man beschreiben kann ⁴⁾).

Die ersten scheinen der Kunst zu wenig einzuräumen, die andern zu viel: beide aber sich zu irren, wenn sie von Natur und Kunst als wesentlich verschiedenen und ganz ungleichartigen Dingen reden: da doch, bey näherer Untersuchung der Sache, sich zu ergeben scheint, „dafs dasjenige, was wir Kunst nennen,

„Es sey nun, dafs sie die zerstreuten Schätze und Schönheiten der Natur in einen engern Raum, oder unter einen besondern Augenpunkt, zu irgend einem besondern Zweck zusammen ordnet, —

„Oder, dafs sie den rohen Stoff der Natur ausarbeitet, und was diese gleichsam ohne Form gelassen hat, bildet, —

4) *Orlando Furioso*, VII. 6-12.

„Oder, dafs sie die Anlagen der Natur anbaut, den Keim ihrer verborgenen Kräfte und Tugenden entwickelt, und dasjenige schleift, polirt, zeitiget oder vollendet, was die Natur roh, wild, unreif und mangelhaft hervor gebracht hat —

„dafs, sage ich, die Kunst in allen diesen Fällen im Grunde nichts anders ist, als die Natur selbst; in so ferne sie den Menschen — entweder durch die Noth, oder den Reiz des Vergnügens, oder die Liebe zum Schönen — veranlafst und antreibt, „entweder ihre Werke nach seinen besondern Absichten umzuschaffen, oder sie durch Versetzung in einen andern Boden, durch besondere Wartung und befördernde Mittel, zu einer Vollkommenheit zu bringen, wovon zwar die Anlage in ihnen schlummert, die Entwicklung aber dem Witz und Fleifs des Menschen überlassen ist“.

Fragen wir:

Wer giebt uns die Fähigkeit zur Kunst?

Wer befördert die Entwicklung
dieser Fähigkeit?

Wer giebt uns den Stoff zur Kunst?

Wer die Modelle?

Wer die Regeln? —

so können wir kühnlich alle Philosophen, Misosophen und Morosophen, welche jemahls über Natur und Kunst vernunft⁵⁾et oder vernünftelt haben, auffordern, uns jemand andern zu nennen, als die Natur, — welche durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen und angefangen hatte, unter einem andern Nahmen zur Vollkommenheit bringt.

5) Auch dieses ungewohnten Ohren possierlich genug klingende Wort, wiewohl von zwey verdienstvollen Männern der eine es erfunden, und der andere empfohlen hat, ist vielleicht nur bey solchen Gelegenheiten wie hier brauchbar, und dürfte wohl schwerlich die Stelle des fremden aber bisher unentbehrlichen Wortes rasonieren im ernsthaften Styl schicklich einnehmen können.

Die natürlichen Dinge in dieser sublu-
nariſchen Welt — denn auf diese
ſchränken wir uns ein, weil sie unter
allen möglichen Welten am Ende doch
die einzige ist, von der wir mit Hülfe
unsrer sieben Sinne (das Selbstbe-
wußtſeyn und den Gemeinſinn
mit eingerechnet) eine erträgliche Kennt-
niß haben — theilen sich von ſelbſt in or-
ganiſierte und nicht organiſierte,
und die erſten wieder in

Solche, welche zwar eine beſtimmte
Form aber kein Leben haben,

Solche, welche zwar leben, aber nicht
empfinden,

Solche, welche zwar empfinden,
aber nicht denken und mit Willkühr
handeln, und endlich in

Solche, die zugleich empfinden, den-
ken und mit Willkühr handeln können; —
eine Klasse, welche ſehr weitläufig ist,
wenn wir dem Plotinus und dem Grafen
von Gabalis glauben, von der wir aber
gleichwohl, die reine Wahrheit zu geſte-

hen, keine andre Gattung kennen, (wenigstens so gut kennen, daß wir ohne lächerlich zu seyn darüber filosofieren dürften) als diejenige, wozu wir selbst zu gehören die Ehre haben—den Menschen, der durch die Vernunft, wodurch er über alle übrige bekannte Klassen unendlich erhoben ist, dazu bestimmt scheint,

„die vorbesagte sublunarische Welt nach seinem besten Vermögen zu verwalten“,

und für seine Bemühung berechtigt ist,

„sie so gut zu benutzen, als er immer weiß und kann“.

VERGLEICHEN wir die verschiedenen Klassen der natürlichen Dinge unter einander, so zeigt sich, — daßs unter allen der Mensch am wenigsten das geboren wird was er seyn kann; daßs die Natur für seine Erhaltung dem Ansehen nach, am wenigsten gesorgt hat; daßs sie ihn übel bekleidet, unverwahrt gegen Frost, Hitze und schlimmes Wetter, und unfähig ohne langwierigen fremden Beystand sich selbst fortzubringen, auf die Welt austößt; — daßs der Instinkt, der angeborne Lehrmeister der Thiere, bey ihm allein schwach, ungewiß und unzulänglich ist: — und warum alles das, als „weil sie ihn durch die Vernunft, die er vor jenem voraus hat, fähig gemacht, diesen Abgang zu ersetzen“?

Der Mensch, so wie er der plastischen Hand der Natur entschlüpft, ist

beynahe nichts als Fähigkeit. Er muß sich selbst entwickeln, sich selbst ausbilden, sich selbst diese letzte Feile geben, welche Glanz und Grazie über ihn ausgießt, — kurz, der Mensch muß gewisser Maßen sein eigener zweyter Schöpfer seyn. Oder, vielmehr —

Wenn es die Natur ist, die im Feuer leuchtet, im Krystall sechseckig anschießt, in der Pflanze vegetiert, im Wurm sich einspinnt, in der Biene Wachs und Honig in geometrisch gebaute Zellen sammelt, im Biber mit anscheinender Vorsicht des Zukünftigen Wohnungen von etlichen Stockwerken an Seen und Flüsse baut, und in diesen sowohl als vielen andern Thierarten mit einer so zweckmäßigen und abgezielten Geschicklichkeit wirkt, daß sie den Instinkt zu Kunst in ihnen zu erhöhen scheint: warum sollte es nicht auch die Natur seyn, welche im Menschen, nach bestimmten und gleichförmigen Gesetzen, diese Entwicklung und Ausbildung seiner Fähigkeiten veranstaltet? — Dergestalt, daß so bald er unterläßt, in allem, was er unternimmt, auf ihren Fingerzeig zu merken; so bald

er, aus unbehutsamem Vertrauen auf seine Vernunft, sich von dem Plan entfernt den sie ihm vorgezeichnet hat,—von diesem Augenblick an Irrthum und Verderbnis die Strafe ist, welche unmittelbar auf eine solche Abweichung folgt.

Und hat nicht die Natur, eben so wie sie uns die Vollendung unser selbst anvertraut hat, noch über die andern Dinge dieser Welt uns eine solche Gewalt gegeben, daß ein großer Theil derselben als bloße Materialien anzusehen ist, welche der Mensch nach seinem Gefallen umgestaltet, aus denen er so viele Welten nach verjüngtem Maßstab, oder Welten nach seiner eignen Fantasie erschaffen kann als er will? Wohl verstanden, daß er in allen Betrachtungen besser thäte gar nichts zu thun, als nach Regeln und Absichten zu arbeiten, welche mit denjenigen nicht zusammenstimmen, nach welchen das allgemeine System der Dinge selbst, mit oft unterbrochener, aber immer durch die innerliche Güte seiner Einrichtung von selbst wieder hergestellter Ordnung, von seinem unerforschlichen Urheber regiert wird.

Alles dieses vorausgesetzt, werden wir uns keinen unrichtigen Begriff von der Kunst machen, wenn wir sie uns als „den Gebrauch vorstellen, welchen die Natur von den Fähigkeiten des Menschen macht, theils um ihn selbst — das schönste und beste ihrer Werke — auszubilden, theils den übrigen ihm untergeordneten Dingen diejenige Form und Zusammensetzung zu geben, wodurch sie am geschicktesten werden, den Nutzen und das Vergnügen der Menschen zu befördern“. — Die Natur selbst ist es, welche durch die Kunst ihr Geschäft in uns fortsetzt; es wäre denn, daß wir ihr unbesonnener Weise entgegen arbeiten, und, indem wir sie nach willkührlichen oder mißverstandenen Gesetzen verbessern wollen, aus demjenigen, was nach dem ersten Entwurf der Natur ganz hübsche Figuren hätten werden sollen, — Ostadische Bürlesken, oder Zerrbilder in Kalots Geschmack heraus künsteln; welches, wie wir vielleicht in der Folge finden werden, zuweilen der Fall der angebli-

chen Verbesserer der menschlichen Natur gewesen zu seyn scheint.

Der gewöhnliche Gang der Natur in dieser Auswicklung und Verschönerung des Menschen ist langsam — und sie scheint sich darin mehr nach den Umständen als nach einem einförmigen Plan zu richten.

In der That haben diejenigen ihren Geschmack nicht der Natur abgelernt, in deren Augen die Mannigfaltigkeit in der fysischen und sittlichen Gestalt der Erdbewohner eine Unvollkommenheit ist.

Das menschliche Geschlecht gleicht in gewisser Betrachtung einem Orangenbaum, welcher Knospen, Blüthen und Früchte, und von diesen letztern grüne, halb zeitige und goldfarbne, mit zwanzig verschiedenen Mittelgraden, zu gleicher Zeit sehen läßt.

Es scheint widersinnig, zu fordern daß die Knospe ein Apfel werden soll, ohne durch alle dazwischen liegende Ver-

wandlungen zu gehen : aber gar darüber ungehalten zu seyn , daß die Knospe nicht schon der Apfel ist , – in der That , man muß sehr wunderlich seyn , um der Natur solche Dinge zuzumuthen .

Was die Kunst , oder , mit andern Worten , was die vereinigten Kräfte von Erfahrung , Witz , Unterricht , Beyspiel , Überredung und Zwang , an dem Menschen zu seinem Vortheil ändern können , sind entweder Ergänzungen der mangelhaften Seiten , oder Verschönerungen ; welche letzteren , wenn sie ihren Namen mit Recht führen sollen , sehr wesentlich von bloßen Zierathen verschieden sind .

Jene setzen voraus , daß der Mensch seine Bedürfnisse fühle , und stehen mit der Beschaffenheit und Anzahl derselben in Verhältniß : diese sind die Früchte einer durch die Einbildungskraft erhöhten und verfeinerten Sinnlichkeit , und findet nicht eher Statt , bis wir durch die Vergleichung mannigfaltiger Schönheiten in der nehmlichen Art uns von Stufe zu Stu-

fe zu dem Ideal dieser Art erhoben haben.

Fordern, daß die Liebe des jungen Koxkox und der schönen Kikequetzel so fein und romantisch wie die Liebe zwischen Theagenes und Charikleia hätte seyn sollen, hiefse ihnen übel nehmen, daß sie das einzige Menschenpaar im ganzen Mexiko waren; und es wäre eben so weise, wenn man die arme Kikequetzel tadeln wollte, daß sie nicht so zart-fühlend und gesittet und geistreich, wie die idealische Peruvianerin der Madame Graffigny, als wenn man sie abgeschmacket fände, weil sie nicht *à la Rhinoceros* oder *à la Comete* aufgesetzt war.

NA C H dieser kleinen Abschweifung über Natur und Kunst, die uns nicht weit von unserm Wege abgeführt hat, kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Koxkox und Kikequetzel, die (im Vorbeygehen zu sagen) von den alten Mexikanern für ihre Stammältern gehalten wurden, waren nun ein Paar, oder, richtiger zu reden, machten nun ein Ganzes aus, welches aus zwey Hälften bestand, die, von dem Augenblick an da sie sich gefunden hatten, sich so wohl bey einander befanden, daß nichts als eine überlegene Gewalt fähig gewesen wäre sie wieder von einander zu reißen.

Sie hatten einander nie zuvor gesehen; Koxkox wufste so wenig was ein Mädchen als Kikequetzel was ein Knabe war;

Sie stammten aus zwey ganz verschiedenen Völkerschaften ab, welche keine Gemeinschaft mit einander gehabt hatten;

Sogar ihre Sprache war so verschieden, daß sie einander kein Wort verstehen konnten.

Offenbar trugen also diese Umstände nichts dazu bey, daß sie einander auf den ersten Blick so lieb wurden. Die Natur that Alles.

Man kann die Art, wie sie einander ihre Gefühle ausdrückten, nicht wohl eine Sprache nennen, aber sie war beiden so angenehm, daß sie nicht aufhören konnten bis sie mußten.—Auch dieß war Natur, sagt Tlantlaquakapatli.

Ein süßer Schlaf überraschte den ehrlichen Koxkox in den Armen der zärtlichen Kikequetzel. Sie schliefen bis der Morgengesang der Vögel sie wekte. Und da gingen die Liebkosungen von neuem an, bis sie es müde wurden. Pure Natur! ruft Tlantlaquakapatli aus.

Nun sahen sie einander mit so vergnügten Augen an, waren einander so herzlich gewogen, drückten jedes sein Gesicht mit so vieler Empfindung wechselsweise an des andern Brust, daß sogar ein Teufel, der ihnen zugesehen hätte, sich nicht hätte erwähren können Vergnügen darüber zu haben,—sagt Tlantlaquakapatli.

Sie fingen beide an zu hungern. Aber Koxkox war noch immer nicht recht bey sich selbst; er tanzte um das Mädchen herum, sang und jauchzte, machte Burzelbäume, und that zwanzig andere Dinge vor Freude, die nicht klüger waren, als was Ritter Don Quischott auf dem schwarzen Gebirge aus Traurigkeit that.

Das Mädchen fühlte kaum daß sie hungerte, als sie dachte es werde dem guten Koxkox auch so seyn. Sie hüpfte davon, suchte Früchte, pflückte Blumen, flog wieder zurück, steckte die Blumen in des Jünglings lockiges Haar, suchte die schönsten Früchte aus, und reichte sie ihm mit einem so lieblichen Lächeln und mit so reizendem Anstand hin,—wie Hebe ihrem Herkules die Schale voll Nektar

reicht—würde mein Philosoph gesagt haben, wenn er ein Dichter und ein Grieche gewesen wäre. Allein da er ein Mexikaner und kein Dichter war, sagt er die Sache ohne Bild, gerade zu; aber mit einer Stärke und Proprietät des Ausdrucks, die ich nicht in unsre Sprache zu übertragen vermag, — wiewohl ich gestehe, daß die Schuld eben so leicht an mir als an unsrer Sprache liegen kann.

Meine schönen Leserinnen werden empfunden haben, was für ein Kompliment ihnen Tlantlaquakapatli durch den angeführten Umstand macht. — Doch, ich denke nicht daß es ein Kompliment seyn sollte; es ist wirklich bloße Wahrheit, und einer von den Zügen, welche beweisen, wie gut er die Natur gekannt hat.

K o x k o x besann sich nun, daß er eine Grotte hatte, um welche ein kleiner Wald von fruchtbaren Bäumen und Gewächsen einen halben Mond zog. Er führte seine Geliebte dahin. Wie reizend däuchte ihm jetzt dieser Ort, da er ihn an ihrem Arm betrat! Er fühlte sich kaum vor Freude. Alle Augenblicke überhäuf-

te er sie mit neuen Liebesbezeigungen. Und so schlüpfte den Glücklichen ein Tag nach dem andern vorbey.

Diese Blüthe von Glückseligkeit dauerte — so lange sie konnte, sagt unser Autor. Es war, nachdem sie etliche Wochen beysammen gewesen waren, unmöglich, daß ihnen noch eben so hätte zu Muthe seyn sollen, wie damahls, da sie sich zum ersten Mahl sahen.

Die Freude des Jünglings wurde gelaßener; er konnte sich wieder mit etwas anderm als seinem Mädchen beschäftigen; er schwatzte sogar wieder mit seinem Papagayen; ja, unser Autor sagt, daß es Tage gegeben, wo er vonnöthen gehabt habe, durch die sanften Liebkosungen seiner jungen Freundin aus dieser Schläfrigkeit erweckt zu werden, in welche unsre Seele zu fallen pflegt, wenn wir nicht wissen was wir mit uns selbst anfangen sollen.

Alles diess ist in der Natur, sagt Tlan-tlaquakapatli. Sie liebten sich darum nicht weniger herzlich, weil diese

Trunkenheit der ersten Liebe und des ersten Genusses aufgehört hatte. Ihre Liebe zog sich nach und nach aus den Sinnen in das Herz zurück. Das bloße Vergnügen bey einander zu seyn, sich anzusehen, oder Hand in Hand durch Haine und Gefilde zu irren, war ihnen für ganze Tage genug.

Unvermerkt konnten sie auch kleine Entfernungen ertragen; die Freude, wenn sie sich wieder fanden, hielt sie schadlos: sie hatte etwas von dem Entzücken des Augenblicks, da sie sich zum ersten Mahl fanden; ihre Umarmungen waren desto feuriger, je länger die Abwesenheit gedauert hatte.

Aber dafs sie sich aus diesen Erfahrungen die allgemeinen Regeln hätten abziehen sollen, welche St. Evremont und Ninon L'Enclos den Liebenden geben, das war ihre Sache noch nicht. Die Natur, der Instinkt, das Herz that alles bey ihnen; die Vernunft bey nahe nichts.

Aus dieser Sympathie ihrer Sinne und

Herzen, aus der unvergeßlichen Erinnerung, wie glücklich sie einander gemacht hatten, aus dem Vergnügen welches sie noch immer eines am andern fanden, aus der Gewohnheit mit einander zu leben und sich wechselseitig Hülfe zu leisten— bildete sich (sagt unser Philosoph) diese Identifikation, welche macht, daß wir den geliebten Gegenstand als einen wesentlichen Theil von uns selbst eben so herzlich, aber auch eben so ruhig und mechanisch lieben als uns selbst, und „daß es uns eben so unmöglich wird, uns ohne diesen geliebten Gegenstand als ohne uns selbst zu denken“. — Ein Zustand, der in gewissem Sinne der höchste Grad der Liebe ist, aber natürlicher Weise auch eine gewisse Unvollkommenheit mit sich führt, deren wahre Quelle gemeiniglich mißkannt wird;—nehmlich, „daß es in diesem Zustande eben so leicht wird, über einem neuen Gegenstande den alten zu vergessen, als wir bey jedem lebhaften Eindruck äußerlicher Objekte uns selbst zu vergessen pflegen, so lieb wir uns auch haben“.

19.

WIR übergangen verschiedene kleine Umstände aus dem einsamen Leben dieses ersten Mexikanischen Paares, über welche sich Tlantlaquakpatli nach seiner Gewohnheit weitläufig ausbreitet — weil er für Mexikaner schrieb; um uns bey Einem zu verweilen, der uns weniger unerheblich scheint.

Unser Philosoph hat, wie alle Leute die mit ihrem eigenen Kopfe denken, zuweilen sonderbare und etwas seltsame Meinungen. Uns däucht es ist eine davon, wenn er die Frage aufwirft: Ob es für die Menschen nicht besser gewesen wäre, ohne eine künstliche, aus artikulirten Tönen zusammen gesetzte Sprache zu bleiben?

Wahr ists, er behauptet den bejahenden Satz nicht schlechterdings; jedoch

scheint er sich ziemlich stark auf diese Seite zu neigen, indem er alle seine Wohlredenheit aufbietet, um uns die Glückseligkeit anzupreisen, worin die Stammältern seiner Nation etliche Jahre mit einander gelebt hätten, ohne sich einer andern als der allgemeinen Sprache der Natur gegen einander zu bedienen. Anfangs schien mir die Thatsache selbst, worauf er sich bezieht, verdächtig zu seyn. Allein bey mehrerm Nachdenken glaube ich nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit derselben ganz deutlich einzusehen.

Sie hatten, däucht mir, keine künstliche Sprache vonnöthen, weder um einander ihre Begriffe, noch ihre Empfindungen mitzutheilen.

Ich räsonniere—oder deräsonniere (vernunfte oder beywegvernunfte⁶)—

6) Ein von Herrn Campe vorgeschlagenes Wort, dem wir es nicht mißgönnen wollen, wenn es, gegen unser Vermuthen, sein Glück machen sollte.

(welches, mag der Leser entscheiden) folgender Gestalt:

Wenn wir von unsern ausgebildeten Sprachen alles dasjenige abzögen, was Dinge oder Begriffe bezeichnet, wovon sich K o x k o x und K i k e q u e t z e l, und jedes andre Paar dafs sich jemahls in ihren Umständen befunden hat, nichts träumen lassen konnten, — alle Wörter und Redensarten, welche sich auf unsre häusliche und bürgerliche Einrichtung, auf unsere Gesetze, Polizey, Gebräuche und Sitten, auf unsre Künste und Wissenschaften und auf unzählige Bedürfnisse, welche der rohen Natur fremd sind, beziehen: so würde der Überrest eine so arme Sprache ausmachen, als irgend ein wildes Völkchen in der wildesten Insel des Südmeers haben kann.

Aber auch diese arme Sprache wäre noch mehr als die ersten Mexikaner schlechterdings vonnöthen hatten. Sie würde schwerlich andre Wörter haben, als für Gegenstände, welche man einander eben so gut zeigen, und für Empfindungen, welche man in der Sprache der Na-

tur eben so gut oder noch besser ausdrücken kann.

Eine künstlichere Sprache würde ihnen gerade so viel genützt haben als gemünztes Geld. Was sollten sie mit Zeichen anfangen, ehe sie Begriffe hatten? und wie sollten sie Begriffe von Dingen haben, deren Beziehung auf ihre Erhaltung und Glückseligkeit ihnen noch unbekannt war? Mit so wenigen Bedürfnissen als die ihrigen, und in einer Lage, wo die Natur alles für sie that, konnten sie sich gänzlich den angenehmen Rührungen ihrer Sinne, dem süßen Gefühl ihres Daseyns, und den Ergießungen ihres Herzens überlassen, ohne daß ihnen einfiel ihre Empfindungen zu zergliedern, den Ursachen derselben nachzuforschen, oder sie mit Namen belegen zu wollen. Ihre Tage flossen ungezählt und ungemessen in dieser seligen Indolenz dahin, welche der menschlichen Natur so angenehm ist, daß ihr wirklicher Genuß das höchste Gut der Wilden, und der letzte Zweck der unruhigen und mühevollen Bestrebungen des größten Theils aller übrigen Menschen ist, wel-

che, von einer betrüglichen Hoffnung im Lauf erhalten, immer diesem eingebildeten Gute nachjagen, ohne daß die wenigsten von ihnen es jemahls erreichen können.

Diejenigen, welche der menschlichen Seele einen immer regen Trieb und angeborenen unersättlichen Hunger nach Vorstellungen zuschreiben, haben die Natur vielleicht nicht genug in ihr selbst, oder doch nicht ohne vorgefaßte Meinungen studiert. Wenn es so wäre wie sie sagen, warum fänden wir so wenig Begierde ihre Kenntniß zu vermehren oder aufzuklären bey den unzähligen Völkern, welche noch unter dem Nahmen der Wilden und Barbaren den größten Theil des Erdbodens bedecken? Warum wäre dieser heftige Wissenstrieb, selbst unter gesitteten Nationen, nur der Antheil einer kleinen Zahl von Leuten, in denen er nicht anders als durch einen Zusammenfluß besonderer Umstände erregt und unterhalten wird?

Mir dünkt, diejenigen, die sich dieses angeblichen Grundtriebs wegen auf Wahr-

nehmungen an Kindern berufen, wechseln eine Thätigkeit, deren Grund lediglich in der Organisation des Körpers liegt, mit einer andern, wovon die Quelle in der Seele seyn soll,—und die Begierde nach angenehmen sinnlichen Eindrücken mit dem Verlangen nach Begriffen, welches zwey sehr verschiedene Dinge zu seyn scheinen. Besondere seltene Beyspiele, die hiervon eine Ausnahme machen oder zu machen scheinen, vermögen nichts gegen einen Erfahrungssatz, der sich auf unzählige einstimmige Wahrnehmungen gründet.

Die Menschen genossen Jahrtausende lang die Früchte der Stauden und Bäume, eh' es einem von ihnen einfiel, Pflanzen zu zergliedern, und zu untersuchen, was die Vegetation sey; und wie viele Veranlassungen, Bemerkungen und Untersuchungen mußten auch vorher gehen, bis es selbst dem spekulativsten Kopf unter ihnen einfallen konnte! Sogar, nachdem unter scharfsinnigen Völkern die Philosophie auf dergleichen Gegenstände ausgedehnt wurde, wie lange behalf man sich nicht mit willkührlichen Begriffen und kindi-

schen Hypothesen! — Und warum das? Vermuthlich weil es bequemer war, schimärische Welten in seinem Kabinette nach selbst erfundenen Gesetzen zu bauen, als mühsame und langwierige Beobachtungen anzustellen, um heraus zu bringen, nach welchen Gesetzen die wirkliche Welt gebauet sey.

Das System der Menschheit hat die seinigigen, wie jedes andere besondere System in der Natur. Eines dieser Gesetze scheint zu seyn, daß nichts als Bedürfnis oder Leidenschaft den Naturmenschen zwingen kann, aus diesem müßigen Zustande heraus zu gehen, worin er, ohne irgend eine Anstrengung seiner selbst, seine Sinne den äußern Eindrücken und seine Seele dem launischen Vergnügen von einer Fantasie zur andern ohne Ordnung und Absicht herum zu irren, oder beide — dem Schäferglück,

An Chloens Brust von Nichtsthun aus-
zuruhn,

überlassen kann; — es wäre denn, daß durch einen Zusammenfluß besonderer

Umstände (wobey jedoch Bedürfnis oder Leidenschaft allezeit das Triebrad bleibt) endlich eine mechanische Gewohnheit, unsern Geist auf eine regel- und zweckmäßige Art zu beschäftigen, in uns hervorgebracht würde; ein Fall, der sich außer der bürgerlichen Gesellschaft nicht leicht ereignen wird. Denn nur in dieser, wo die Erwerbung nützlicher oder angenehmer Kenntnisse und Geschicklichkeiten ein Verdienst ist, welches ordentlicher Weise zu Glück oder Ansehen oder zu beiden führt, wecken die Leidenschaften den schlummernden Wissenstrieb; — und wie sollten in einem Stande, wo die Natur selbst den wenigen Bedürfnissen noch unentwickelter Menschen zuvor kommt, diese Bedürfnisse ihn erwecken?

Von dieser Seite war also, wie mir dünkt, kein Grund, warum unsre ersten Mexikaner eine Sprache vonnöthen gehabt haben sollten.

ABER vielleicht hatten sie derselben zum Ausdruck ihrer Empfindungen vonnöthen?

Ich denke, nein; es wäre denn, daß wir uns den ehrlichen Koxkox wie einen romantischen Seladon zu den Füßen seiner Asträa vorstellen wollten, wie er ihr in einer süßen Sprache quintessenzirte Empfindungen vorschwatzt, bey denen wahrscheinlicher Weise Er nicht mehr denkt als Sie davon versteht; welches—wofern die Natur sich nicht auf eine oder andere Art ins Spiel einmischte—ungefähr der albernste Zeitvertreib wäre, denn man sich im Stande der Natur, oder in irgend einem Stande von der Welt, nur immer einbilden könnte.

Die Empfindungen bey unserm ersten Mexikanischen Paare mußten etwas ganz

andres seyn, eine ganz andre Wahrheit und Stärke haben, als diejenigen, womit man zu unsern Zeiten, in einem Stande der sich so weit vom natürlichen entfernt hat, so viel Geräusche zu machen pflegt. Solche Empfindungen, wie sie hatten, auszudrücken, ist nur die Sprache der Natur fähig; diese allgemeine Sprache, die von keinem Grammatiker gelehrt, aber von allen Menschen verstanden wird, und in Sachen, wo es allein auf die Mittheilung unsrer Empfindungen und Begierden ankommt, weniger der Mißdeutung unterworfen ist, als die vollkommenste Wörtersprache von der Welt.

Diejenigen, welche diese allgemeine Sprache — diesen beynahe unmittelbaren Ausdruck der Gemüthsbewegungen in den Augen, in den Gesichtszügen und Gebarden — entweder in der Natur selbst oder in den Meisterstücken der Pantomimik⁷⁾ studiert haben, wissen, in welcher bewundernswürdigen Vollkom-

7) Die großen pantomimischen Tragödien des berühmten Noverre fielen gerade in die Zeit, da dieses geschrieben wurde.

menheit das Angesicht und überhaupt der ganze Körper des Menschen zu dieser Absicht organisiert ist. Wie viel kann eine leichte Bewegung der Hand, eine kleine Falte des Gesichts, ein Blick, eine Stellung des Kopfes sagen! Mit welcher Deutlichkeit, mit welcher Stärke, mit welcher Feinheit und Geschmeidigkeit werden dadurch auch die subtilsten Züge der Empfindungen, ihre verlorensten Abschattungen, ihre leisesten Übergänge und geheimsten Verwandtschaften sichtbar! Durch sie, und durch sie allein, können Seelen sich, wie unmittelbar, mit Seelen besprechen, einander berühren, durchdringen, begeistern, und mit stürmischer Gewalt dahin reißen. Durch sie bringt der Redner oft in einem Augenblicke Wirkungen hervor, welche die vereinigte Macht der Dialektik und Beredsamkeit mit den ausgesuchtesten Worten nicht zuwege gebracht hätte; und mit ihrem Beystande hat der theatralische Dichter (wie *Diderot* durch Gründe und Beyspiele gezeigt hat) in mancher Scene kaum noch einzelner Töne und Sylben vonnöthen, um bey den Zuschauern die gewaltigsten Erschütterungen hervorzubringen. Kurz, diese Sprache der Natur ist die

wahre Sprache des Herzens; und demnach sehe ich nicht, warum unsre jungen Mexikaner, im Anfang ihrer Bekanntschaft wenigstens, eine andre nöthig gehabt haben sollten, um einander Empfindungen mitzutheilen, an welchen Kunst und Verfeinerung so wenig Antheil hatten.

Mit einem ganzen Volke hat es freylich eine andere Bewandtniß. Denn, ungeachtet aller Ungemächlichkeiten, Zweideutigkeiten, Mißverständnisse, Irrthümer, Wortkriege, u. s. w. welche mit einer aus willkührlichen Zeichen bestehenden Sprache unvermeidlich verbunden sind, und es desto mehr sind, je reicher, geschmeidiger und verfeinerter sie ist, — scheint doch nichts gewisser zu seyn, als daß ein ganzes Volk von natürlichen Pantomimem alle diese Ungelegenheiten in einem viel höhern Grade erfahren, und gar bald gezwungen seyn würde, auf ein bequemerer Mittel einer gegenseitigen Gemeinschaft zu verfallen. Auch bey der einfältigsten Lebensart lassen sich hundert Fälle denken, wo es nicht darauf ankommt mit dem Herzen des andern zu reden, sondern mit seinem

Kopfe, und wo dasjenige, was man ihm zu sagen hat, durch Geberden entweder gar nicht, oder nur auf eine zweydeutige und mühsame Art zu verstehen gegeben werden kann.

Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, daß Koxkox selbst, nachdem die Trunkenheit der ersten Liebe vorbey war, sich die Mühe gegeben haben werde, seine Freundin in seiner Muttersprache zu unterrichten; und daß diese Sprache, durch die vereinigten Bemühungen des Jünglings, des Mädchens und des Papagayens, nach und nach immer reicher und vollkommener geworden sey.

Die große Schwierigkeit bey Erfindung einer Sprache, wie bey allen Künsten, war nicht, sie zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit zu bringen, sondern den ersten Grund zu legen. Eben so war der große Punkt bey Erfindung der Mahlerey, einen Menschen auf den Einfall zu bringen, eine Kohle zu ergreifen und den Umriss eines menschlichen Schattens an eine Wand hinzureißen. Aber die Natur sorgte gemeiniglich selbst für diese ersten

Einfälle, welche den Künsten den Ursprung gaben. Der erste Zeichner war ein Liebhaber, oder, wie Plinius zur Ehre des schönen Geschlechts versichert, eine Liebhaberin.

Ich zweifle daher gar nicht, daß Koxkox und Kikequetzel, wenn sie nicht bereits eine Art von Sprache durch ihre Erziehung gelehrt worden wären, sich selbst eine erfunden haben würden. Das natürliche Verhältniß zwischen gewissen Tönen und gewissen Empfindungen oder Gemüthsregungen konnte ihnen nicht lange unbemerkt bleiben; und dieses hätte sie eben so natürlich auf den Gedanken gebracht, daß Töne geschickt seyen Zeichen abzugeben. Nach und nach hätten sie bemerkt, daß sie fähig seyen, eine Menge mannigfaltiger Töne hervorzubringen. Sie hätten sich angewöhnt, die geläufigsten dieser Töne zu Bezeichnung derjenigen Dinge, womit sie am meisten zu thun hätten, zu gebrauchen. Dieser erste Grundstoff zu einer abgeredeten Sprache würde nach und nach mit den unentbehrlichsten Zeichen ihrer Bedürfnisse, Handlungen und Leidenschaften ver-

mehrt worden seyn. Die natürlichen Gegenstände des Gehörs, das Murmeln eines Baches, das Säuseln oder Brausen des Windes, das Gebrüll des Löwen oder Stiers, der rollende Donner, würden durch Worte ausgedrückt worden seyn, die den Schall, welchen sie bezeichnen sollten, nachgeahmt hätten. Ähnliche Töne würden vielleicht gebraucht worden seyn, ähnliche Beschaffenheiten an den Gegenständen andrer Sinne zu benennen. So wären sie nach und nach, ohne es selbst zu wissen, die Erfinder einer Sprache geworden — und so ist es vermuthlich mit dem Ursprung einer jeden Sprache hergegangen, deren Erfinder keinen andern Lehrmeister gehabt haben als die Natur.

DIE Liebe (sagt der weise Tlantlaquakapatli) ist unstreitig der beste und wohlthätigste unter allen unsern Trieben, so wie er der süsseste ist; — er redet von der Liebe in der weitläufigsten Bedeutung dieses Wortes. Sie ist die wahre Seele des Menschen, welche alle seine Empfindungen entwickelt, alle seine Fähigkeiten in Bewegung setzt. Ohne die Liebe des Schönen, ohne die sympathetischen Neigungen, ohne die Liebe des Vergnügens überhaupt, würde der natürliche Mensch nichts zu thun haben als zu essen, zu schlafen, und sein Geschlecht zu vermehren, wie jedes andre Thier; er würde der König der Affen seyn, — und selbst dieser Vorzug würde ihm von den stärkern und muthigern Pongo's streitig gemacht werden.

Nicht bloß die Noth, auch die Lie-

be ist die Mutter der Künste. Der Mensch, der die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, Speise und Trank, eine Höhle und eine Gesellin hat, wird darauf bedacht seyn, wie er diese Güter auf die bequemste und angenehmste Weise genießen möge. Die Natur selbst fordert uns gleichsam dazu auf, und bietet ihm die Mittel dazu entgegen.

Mexiko ist eines von den Ländern, über welche die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegossen, und seinen Bewohnern wenig mehr übrig gelassen zu haben scheint, als ihre Gaben zu genießen. Die Witterung ist so gemälsigt, daß Kleider in diesem Lande nicht unter die unentbehrlichen Dinge gehören. Eine unzählige Mannigfaltigkeit von angenehmen und nahrhaften Früchten, welche zu allen Jahreszeiten freywillig hervorkommen, ersparte, oder erleichterte wenigstens, den ersten Einwohnern die Sorge für ihre Erhaltung so sehr, daß selbst in den folgenden Zeiten, da sich ihre Nachkommen unendlich vermehrt hatten, nur die leichteste Anbauung nöthig war, um eine gedoppelte, öfters dreyfache Ernte zu erhalten.

Bey allen diesen besondern Vorthailen wiesen doch zufällige Umstände und Bedürfnisse, oder wenigstens die Begierde gemächlicher und angenehmer zu leben, den ersten Bewohnern ihre Geschäfte an. Sie bauten sich Hütten; sie pflanzten Obst- und Gemüsegärten; ein Zufall entdeckte ihnen den Gebrauch der Baumwolle, und die Kunst sie zu spinnen und zu Decken und Gewändern zu verarbeiten.

Tlantlaquakapatli schreibt die erste Erfindung dieser und aller andern Künste der Mexikaner dem sinnreichen Koxkox und der zärtlichen Kikequetzel zu. Wenn wir ihm glauben, so erfand jener auch die Flöte, und diese die Kunst aus den bunten Federn der Kolibri und des Sensütl Kleidungsstücke und andre feine Arbeiten zu verfertigen; eine Kunst, welche von ihren Nachkommen auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit getrieben wurde, daß Akosta und andre Geschichtschreiber uns Wunderdinge davon erzählen. Die Begierde ihre natürlichen Reizungen durch einen künstlichen Putz zu erheben, ist (nach der Meinung unsers Philosophen) bey den Schönen

ein Naturtrieb, dessen Wirkung sich auch unter den wildesten Völkerschaften äußert. Blumen, schöne Federn, schimmernde Steine, scheinen ihnen zu keinem andern Endzweck da zu seyn. Eine Schöne, sagt er, putzt sich unstreitig desto lieber und desto sorgfältiger, wenn sie einem Manne dadurch zu gefallen hoffen kann; aber auch wenn sie keine andere Gesellschaft hätte, als ihr eigenes Bild in einem klaren Brunnen, würde sie sich — für ihre eignen Augen putzen.

Auch vom Gesang und vom Tanze war die schöne Kikequetzel die Erfinderin. Jenen lernte sie dem Vogel Sensütl ab, dem die Mexikaner seines lebhaften und tonreichen Gesangs wegen einen Namen gegeben haben, der fünf hundert Stimmen bedeutet: diesen wurde sie — wenn Koxkox an einem schönen Abend die Lieder dieses musikalischen Vogels auf seiner Flöte nachahmte, oder ihre eignen begleitete — von der Natur selbst gelehrt.

Welch ein glückliches Paar! ruft Tlantaquakapatli aus, bey einem Le-

hen, das ein Gewebe von Unschuld, Liebe und Vergnügen war! Wie glücklich, wenn ich sie mir unter dem süß duftenden Schatten selbst-gepflanzter Lauben, von ihren leichten Geschäften ausruhend, denke—ihn sein braunes Gesicht an ihren Busen gelehnt, beide mit älterlicher Wollust den fröhlichen Spielen ihrer Kinder zusehend, die in den anmuthigsten Gruppen ein mannigfaltiges Bild der schönen Natur und der süßesten Unschuld darstellen! — Ich gesteh' es, setzt er hinzu, daß ich die Gemählde, die mir meine Fantasie von diesen glücklichen Menschen macht, bis zur Schwachheit liebe: und wenn ich mich diesem reizenden Traum eine Weile überlassen habe, und dann meine Augen aufhebe und die Urbilder dazu unter den Menschen um mich her suche, und — nicht finde; so kann ich mich nicht erwehren, in meinem ersten Unmuth auf unsre Verfassung, Gesetze und Polizey, und (wenn ich der Sache länger nachgedacht habe) auf die Natur selbst ungehalten zu werden, welche uns so gemacht hat, daß ein so beneidenswürdiger Zustand nur in einer einzelnen kleinen Familie möglich war.

22.

„Auf die Natur selbst ungehalten zu werden“? —

Dazu möchte Tlantlaquakapatli wohl ebenso wenig Recht haben als Plinius, den es verdross, daß wir keinen Pelz, oder nicht wenigstens ein hübsches warmes Schwanenfell mit auf die Welt bringen.

„Und warum sollte Uuschuld der Sitten, Friede, Eintracht, Genügsamkeit, und alles was das wahre Glück des Lebens ausmacht, nicht das Antheil eines ganzen Volkes seyn können“?

Ich rede nicht von Utopia, oder einer neuen Atlantis, oder dem Lande der Severamben, oder demjenigen, wonach uns der Dichter der Basiliade gelüstig machen wollte. Es giebt wirk-

lich ein Volk in der Welt, welches schon Jahrhunderte in einem so glücklichen Zustande lebt, und, wenn sich kein mißgünstiger Dämon in seine Sachen mischt, noch Jahrhunderte eben so glücklich bleiben kann; — ein beneidenswertes und unbeneidetes Volk, welches die holden Träume der Dichter von goldnen Zeiten und unschuldigen Arkadiern realisiert, — und von dem wir unsern Lesern künftig mehr zu sagen gedenken.

Aber, ein einzelnes Beyspiel vermag nichts über unsern Philosophen, — zumahl wenn er einen Anstoß von Milzbeschwerung hat. Ich kann mir freylich einen Zusammenhang von günstigen Umständen denken, sagt er, unter welchen K o x k o x und K i k e q u e t z e l mit ihren Nachkommen vielleicht bis ins zehnte Glied unschuldig und glücklich hätten bleiben können; und wer wird mir läugnen, daß ein solcher Zusammenhang, unter einer Million andrer Verknüpfungen, in einer Million von Jahren, einmahl wirklich werden kann? — Aber was hilft uns das, (fährt er fort) so lang' es nur einen einzigen Umstand braucht, um eine Un-

schuld zu zerstören, die ihre ganze Stärke von Unwissenheit und Gewohnheit erhält?

Koxkox und Kikequetzel waren ein Paar sehr unschuldige gute Leute, so lange sie allein waren. Sie liebten einander; wie hätten sie anders können? Sie thaten einander gutes—weil sie sich liebten; und was hätten sie davon gehabt einander zu plagen? Ich wollte nicht dafür stehen, daß es nicht zuweilen kleine Zwistigkeiten unter ihnen gegeben hätte: aber diese machten nur den Schatten im Gemälde ihrer Glückseligkeit; und das Vergnügen der Aussöhnung war desto lebhafter.

Sie liebten ihre Kinder; — denn da konnte noch keine unbillige Theilung der älterlichen Zuneigung, keine ehrgeizige oder eigennützige Begünstigung des einen auf Unkosten der übrigen, keine Eifersucht einer eiteln Mutter über die wachsenden Reizungen einer Tochter, in denen sie erblickt was sie nicht mehr ist, Statt finden. — Sie liebten ihre Kinder, und diese Kinder waren unschuldig, so

lange sie — Kinder waren. — Aber was half ihnen alles das? Ein einziger Umstand — Doch, wir wollen die Sache, so weit es möglich seyn wird, mit T l a n t - l a q u a k a p a t l i ' s eignen Worten erzählen.

23.

NEU N oder zehen Jahre ungefähr hatte die Glückseligkeit der ersten Ältern von Mexiko gedauert, als Kikequetzel einsmahls, mit ihrem kleinsten Kinde an der Brust, sich etwas weiter als gewöhnlich von ihrer Wohnung entfernte. Es war in der wärmsten Jahrszeit. Ermüdet warf sie sich an den Rand eines kleinen Baches, legte das schlafende Kind auf Moos und weiche Blätter, und ging hin Früchte von nahe stehenden Stauden zu pflücken.

Indem sie an nichts weniger dachte, kam ein Mann aus dem Gebüsche hervor. — Ihr erster Gedanke war, daß Koxkox sie habe überraschen wollen. Sie lief ihm mit offenen Armen entgegen; aber da sie ihm beynahe in die seinigen gelaufen wäre, wurde sie mit Schrecken gewahr, daß es nicht Koxkox war.

Ein spitzfindiger Leser wird es vielleicht unwahrscheinlich finden, daß Kikequetzel, welche so gute Augen hatte zu sehen, daß es ein Mann war, nicht zugleich gesehen haben sollte, daß es nicht Koxkox war. Wir antworten ihm aber:

Erstens, daß wir uns auf die größten Optiker unsrer Zeit berufen, ob eine Unmöglichkeit in dem Falle, wie wir ihn erzählt haben, zu erweisen sey;

Zweitens hatte sich die gute Frau keine Zeit genommen ihn genau zu betrachten; sie erblickte von fern eine menschliche Gestalt; daß es ihr Mann sey, sagte ihr in dem nemlichen Augenblicke ihr Herz; und so lief sie auf ihn zu, ohne eine andere Gewißheit davon zu haben; welches ihr desto billiger zu vergeben ist, da sie

Drittens keinen Gedanken hatte, daß außer ihr und Koxkoxen noch ein anderes menschliches Wesen der Überschwemmung entronnen sey.

Hierin hatte sie sich geirrt, wie wir se-

hen. Denn dieser Mann war einer von den wenigen Entronnenen, und, was noch seltsamer war, von ihrem eigenen Volke — wie sich in der Folge zeigen wird. Dem Ansehen nach mocht' er wenig unter vierzig Jahren seyn. Er war ein starker mächtiger Mann, welcher die Miene hatte, sich vor keinem von den zwölf oder dreyzehn Abenteuern des Herkules zu fürchten; und, wie Herkules, war er nur mit einer Löwenhaut bekleidet. Er war in allen Betrachtungen ein fürchterlicher, wiewohl eben kein häßlicher Mann.

Wenige Leute in der Welt — einsame Talapoinen ausgenommen, welchen, nach einer zwanzigjährigen pünktlichen Beobachtung ihrer Gelübde, im vierzigsten Jahr ihres Alters ein solcher Zufall in einer Einöde begegnete — können sich, auf dem gehörigen Grade von Wahrheit, einbilden, was für eine heftige Erschütterung bey Erblickung der schönen Kikequetzel in dem ganzen animalischen System dieses Mannes erfolgte.

Der Hunger, mit welchem ein gesunder Mensch, der drey Tage lang wider

seinen Willen gefastet hätte, auf einen wohl oder übel zugerichteten Rindsbraten zufile, ist — ein unedles Bild, wir gestehen es; es ist auch nichts weniger als neu: aber es ist doch das einzige, welches einiger Maßen die Natur und die Heftigkeit der Begierde ausdrückt, mit welcher er seine nervigen Arme ausstreckte, um die freywillig anlaufende Beute zu erhaschen.

Aber, wie gesagt, sie entdeckte noch zu rechter Zeit, daß es nicht Koxkox war.

Ungeachtet der Mann nicht häßlich war, und nach Mexikanischer Landesart nicht mehr Bart hatte als Koxkox, das ist, wenig mehr als nichts; so hatte er doch in diesem Augenblicke etwas so Gräßliches in seiner Miene, so funkelnde Augen, einen so starken Ausdruck von heißhungrigem Verlangen in seiner ganzen Person, — daß die gute Frau mit einem lauten Schrey zurück fuhr. So laut schrie sie, daß Koxkox es hätte hören müssen, wenn sie näher als eine Stunde weit von ihm entfernt gewesen wäre. Aber

K o x k o x lag ruhig in seiner Hütte, ihre Wiederkunft erwartend, bey seinen Kindern, und dachte — an nichts.

Als der M a n n auf sie zuing, und ich weiß nicht was sagte, worauf sie in der Angst nicht Acht gab, so suchte sie ihre Rettung in der Flucht. Sie lief wie die Virgilische Kamilla:

Kaum wurden von ihren geflügelten Sohlen
Die Spitzen des Grases im Laufen berührt.

Sie würde um eine halbe Stunde früher als der nacheilende M a n n in ihrer Hütte angekommen seyn, wenn sie so fortgelaufen wäre. Aber mitten in ihrem Laufe hielt sie inne, blieb etliche Augenblicke stehen, und rannte nun eben so schnell wieder zurück als sie davon geflogen war.

Der strengte Kasuist wird ihren Beweggrund nicht mißbilligen können. Sie erinnerte sich plötzlich ihres Kindes, welches sie auf Moos und Baumblättern schlafend am Bache zurück gelassen hatte; und nun wich auch auf einmahl der Furcht, ihr Kind zu verlieren, alle andre Furcht.

Tlantlaquakapatti behauptet, daß dieses im Karakter einer Mutter und eines so unschuldigen Geschöpfes sey, als Kikequetzel war.

Der Mann machte sich diesen Umstand zu Nutze. Er erhaschte sie in einem Gebüsche. Sie sträubte sich mit der Stärke einer Person, deren ganzer Ernst es ist, los zu kommen; aber sie war keine Minerva; der Mann wurde Meister.

Dieser Mann hatte — die schöne Deklamazion des berühmten Grafen von Buffon gegen das Sittliche in der Liebe nicht gelesen; aber er handelte so vollkommen nach dem Grundsatze dieses neuen Plinius, als man es von einem Wilden erwarten kann, der vierzehn Jahre lang die ganze Nord- und Westseite von Mexiko durchirret hatte, um zu suchen, was ihm, nachdem er längst alle Hoffnung aufgegeben, auf einmahl in diesem Gebüsch von selbst in die Hände lief.

Unser Autor meint, — vermuthlich aus Parteylichkeit gegen seine Stammutter —

dafs es nicht in der Natur gewesen wäre, den Unwillen lange zu behalten, von welchem sie in den ersten Augenblicken ihrer Niederlage gegen den Mann entbrannt war. Es hatte ihm einen guten Theil seiner Haare gekostet; und Kikequetzel war doch sonst das sanftmüthigste und weichherzigste Geschöpf von der Welt. Aber eine solche Begegnung — wir halten uns versichert, dafs ihr keine wohl erzogene Dame die Wuth übel nehmen wird, worein sie bey einer solchen Begegnung gerieth!

!Aber dafs sie sich besänftigen liefs! — Wird auch wohl mehr als Eine, oder auch nur eine Einzige seyn, welche Stärke des Geistes und Billigkeit genug hat, sich — mit gänzlichem Vergessen alles dessen, was sie ihrer Erziehung, den Gesetzen und Sitten ihres Vaterlandes, und vielleicht ihrer Religion zu danken hat, an die Stelle dieser armen wilden Mexikanerin zu setzen, und wenigstens sich selbst zu gestehen — — ?

Das Beste ist, die Damen — (welches Wort ich hier, wie allezeit, in einer sehr

weiten Bedeutung genommen habe will) — überschlagen das folgende Kapitel gänzlich. Sie würden mich durch diese Gefälligkeit sehr verbinden. Ein einziges Blatt umzuschlagen ist doch keine schwere Sache. — Ich weiß zwar wohl, daß man, nach Hagedorns Meinung, es einem Frauenzimmer nicht verbieten soll, wenn man will daß sie nicht in einem Entenpfuhle herum wate. Aber niemand kann eine edlere Meinung von ihrem lebenswürdigen Geschlechte haben als ich. Sollte ich hiern von der einen oder andern meiner schönen Leserinnen zu schmeichelt haß denken, — sollten einige sich durch meine Warnung verleiten lassen, das folgende Kapitel eben darum zu lesen, weil ichs ihnen verboten habe, nun, so mögen sie sichs selbst zuschreiben, wenn sie lesen — was ihnen nicht gefällt!

DER Mann war durch den Anblick der schönen Mexikanerin, in den Umständen, worin er besagter Mäßen sich befand, in einen solchen Paroxysmus gesetzt worden, daß er in dieser ganzen Sache bisher bloß mechanisch und animalisch zu Werke gegangen war; worüber ihn Herr von Büffon rechtfertigen mag, wenn es ihm beliebt. Tlantlaquakapatli zuckt die Achseln und fährt in seiner Erzählung also fort:

„Durch die ganze Natur pflegt auf einen heftigen Sturm eine Stille zu folgen.

„Kikequetzel — voll Unmuth und Galle, daß sie den Mann nicht so sehr hassen konnte als sie gern gewollt hätte — bediente sich des ersten günstigen Augenblicks, sich los zu reißen.

„Der Mann fühlte vermuthlich in diesem Augenblicke, trotz dem Buffonischen System, eine sittliche Regung, welche ihm sagte, daß er einem so liebenswürdigen Geschöpfe nicht wie ein Mann, sondern wie ein Bavian begegnet sey. In dem Augenblicke, da sie ihm entfliehen wollte, warf er sich zu ihren Füßen, umfasste ihre Knie, und bat in einer Sprache, die ihr bekannt war, so dringend und so demüthig um Vergebung, daß es — einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Sie war entschlossen ihm nicht zu vergeben; aber vor Erstaunen, ihre Muttersprache reden zu hören, blieb sie etliche Augenblicke stehen, und betrachtete den Mann zum ersten Mahl mit Aufmerksamkeit.

„So klein dieser Fehler scheint, sagt Tlantlaquakapatli, so war es doch — der einzige, den sie in dieser ganzen Sache machte. Die folgenden machten sich von selbst, ohne daß sie etwas dazu konnte. — Es war ein sehr großer Fehler, meine lieben Landsmänninnen“!

Die Figur eines Herkules oder Gladiators ist nicht allen Schönen so gefährlich, als sie es der Gemahlin des Kaisers Markus Antoninus gewesen seyn soll: aber die schöne Faustina (wofern ihr anders durch diese Nachrede kein Unrecht geschieht) war doch auch gewiß nicht die einzige, der sie gefährlich ist; und — wenn eine solche Figur, nach einem solchen Auftritt, in keiner genauern Kleidung als eine Löwenhaut über den Rücken, und mit so ungstümen Begierden als die seinigen waren, zu euern Füßen liegt, — so ist alles was der übertriebenste Schmeichler euers Geschlechts sagen kann, dafs in diesem Falle unter fünfem wenigstens Eine Faustine seyn würde.

Das Beste, meine werthen Freundinnen, ist, dafs es heutiges Tages (wenigstens in den policierten Theilen von Europa) keine Herkulesse, und noch weniger so ungestüme giebt; — oder, wofern es ja unter der rohesten Menschenart einen gäbe, dafs es ganz unfehlbar eure eigene Schuld wäre, wenn er sich jemahls in einer solchen Positur zu euern Füßen befände.

Aber der guten Mexikanerin Schuld war es nicht, daß sie sich in diesem Falle befand. Das arme unschuldige Ding! Sie machte die Augen wieder zu. Aber es war zu spät!

TLANTLAQUAKAPATLI läßt sich sehr angelegen seyn, seine erste Mutter zu rechtfertigen. Seiner Meinung nach hatte ihr Betragen in dieser ganzen Begebenheit nichts, das nicht sehr natürlich wäre. Er führt eine lange Reihe von Gründen an, wodurch er diese seine Meinung zu unterstützen vermeint. Er behauptet, die gute Dame Kikequetzel sey in diesem Falle, unvorbereitet und unbewaffnet, gerade auf der Seite angefallen worden, wo die Natur ihr Geschlecht am wenigsten befestiget habe; und dieses leitet ihn auf eine ziemlich gründliche Betrachtung über „die Unvollkommenheit des Standes der rohen Natur, und über die Nothwendigkeit, das moralische Gefühl zu deutlichen Begriffen und Grundsätzen zu erheben, um den Schwachheiten und Blößen der menschlichen Natur durch die Philosophie zu

Hülfe zu kommen, deren höchstes Meisterstück eine weise Gesetzgebung ist".—Doch wir müssen unsre Erzählung fortsetzen.

Kikequetzel hatte gar keinen Begriff davon, daß Koxkox bey ihrer dermahligen Angelegenheit mit dem Manne im geringsten interessirt seyn könne; und sie war weit davon entfernt, einige schlimme Folgen davon vorher zu sehen. So bald es also der Mann dahin gebracht hatte, daß sie ihm den Schrecken vergeben konnte, den er ihr verursacht hatte, so hatte er alles gewonnen. Sie vergab ihm nicht nur, sie endigte gar damit ihn liebenswürdig zu finden.

Warum hatte sie Koxkoxen geliebt, als—weil er ein Mann war, und weil er ihrem Herzen und ihren Sinnen angenehme Empfindungen gemacht hatte? Hier war der nehmliche Fall. Der Mann bezeugte ihr so viel Liebe, daß sie undankbar zu seyn geglaubt hätte, ihm zu verbergen daß es ihr nicht unangenehm war. Ihr gutes Herz machte, daß sie ein jedes Wesen, welches ihr Vergnügen machte,

als einen Wohlthäter betrachtete; und, diesem Grundsatz zu Folge, hatte der Mann in der That Ansprüche an ihre Erkenntlichkeit.

Es ist leicht zu sehen, daß sie hierin einen gedoppelten theoretischen Fehler beging: — einmahl darin, daß sie dem sinnlichen Vergnügen einen allzu hohen Werth beylegte; und dann, daß sie auf Seiten des Mannes für Liebe hielt, was bloßer animalischer Trieb war, und ihm für das Gute verbunden zu seyn glaubte das er sich selbst that. Unser Auctor entschuldigt seine Stammutter mit einer Unwissenheit, welche in ihren Umständen ihre Schuld wirklich sehr vermindert. Aber wenn unter den policiertesten Nationen, und bey allen Vortheilen der Erziehung und der Verfeinerung, unter zwanzig Personen ihres Geschlechts auch nur Eine wäre, welche eben so falsche Schlüsse machte, womit sollten wir sie entschuldigen können?

Der Mann und die Schöne machten einander nunmehr eine kurze Erzählung ihrer Geschichte und Umstände; und da

diese eben so wenig Lust zu haben schien jenen zurück zu lassen, als er Lust hatte sich von ihr zu entfernen, so wurde beschlossen daß er sie in ihre Hütte begleiten sollte.

Sie langten also mit einander bey dem guten Koxkox an, welcher über den Anblick eines Dritten verwundert war, ohne den geringsten Verdruss darüber zu empfinden. Mit Vergnügen theilte er seinen Vorrath mit ihm; Kikequetzel versah das Amt eines Dolmetschers; und da der Fremde viel Vergnügen darüber bezeugte, in einem Lande, wo er der einzige Mensch zu seyn geglaubt hatte, Geschöpfe seiner Gattung anzutreffen, so brachten sie etliche Tage sehr vergnügt mit einander zu. Der ehrliche Koxkox, der allen Wesen gut war die ihm nichts Übels thaten, hatte eine so große Freude über seinen neuen Freund, daß er, ohne Ausnahme, bereit war, alles was er hatte mit ihm zu theilen; und die schöne Kikequetzel schien sich hierin ohne Mühe nach seiner Denkungsart zu bequemen.

DER Mexikanische Philosoph behauptet, daß die Eifersucht, in der engern Bedeutung dieses Wortes, nur unter gewissen besondern Umständen eine natürliche Leidenschaft sey: nemlich —

In einer Gesellschaft, wo das Eigenthum der Weiber entweder durch Gesetze oder Gewohnheit eingeführt ist; und außerdem nur alsdann, wenn

Die Gleichheit bey der Gemeinschaft aufgehoben wird, und entweder der Mitbesitzer sich besondere Vorrechte anmaßt, oder die Dame dem einen einen Vorzug giebt, der mit einer Geringschätzung des andern verbunden ist, welche diesem allezeit unbillig scheinen muß.

Unglücklicher Weise glaubte der guther-

zige K o x k o x nach Verfluß einiger Tage deutliche Spuren gewahr zu werden, daß er sich über eine solche Unbilligkeit zu beklagen habe.

Geradezu von der Sache zu reden, die schöne K i k e q u e t z e l bewies eine Unbeständigkeit in ihrer Zuneigung, welche sich zwar, wie unser Autor sagt, lediglich auf ihre Standhaftigkeit in einer gewissen eigennützigen Neigung gründete, aber doch bey allem dem der Schönheit ihrer Seele wenig Ehre machte.

T l a n t l a q u a k a p a t l i selbst giebt alle Hoffnung auf, sie über diesen Punkt zu rechtfertigen. — Es ist wahr, sagt er, T l a q u a t z i n (so hieß der Mann) hatte einige Vorzüge vor dem guten K o x k o x; — aber was für einen Werth haben Vorzüge, welche zu nennen man erröthen müßte?

Ihre Liebe zu K o x k o x e n hing so zu sagen noch an zwey schwachen Faden: an der Erinnerung des Vergangenen, und an dem Verhältniß, welches er gegen ihre Kinder hatte; denn daß er Vater zu

ihnen war, konnte nicht in Zweifel gezogen werden.

Aber die Unbeständige hatte wenig Mühe auch diese Faden abzureißen. War die Erinnerung des Vergangenen für Koxkoxen, so sprach die Empfindung des Gegenwärtigen für Tlaquatzin; — war jener der Vater der Kinder die sie hatte, so unterließ dieser nichts, um es von denen zu werden die sie künftig haben würde. Die Wage neigte sich also immer auf Tlaquatzins Seite.

So viel Kaltsinn von einer Person welche die Wollust seines Herzens gewesen war, und die kleinen Proben die er stündlich davon erhielt, übermochten endlich seine Geduld, und es kam zuletzt zu einem gänzlichen Bruch. Die anscheinende Geringfügigkeit der Veranlassung ist der stärkste Beweis, wie geneigt man auf beiden Seiten zu einer Trennung war.

Kikequetzel pflegte allezeit einen Kopfputz von himmelblauen Federn zu tragen, weil dieses die Lieblingsfarbe Koxkoxens war. Allein Tlaquatzin

war für die hochgelbe Farbe. Sie hatte also nichts eilfertigers zu thun, als sich einen Kopfputz von gelben Federn zu machen. Er war in etlichen Stunden fertig, und der himmelblaue wurde in einen Winkel geworfen. Sie machte sich noch eine Schürze von gelben Federn, in welche kleine Blumen von allen Farben, nur keine himmelblaue, eingewebt waren.

K o x k o x ließ sich einfallen, diese Parteylichkeit für die gelbe Farbe und diese Unbilligkeit gegen die himmelblaue sehr übel zu finden. Es kam zu einem bittern Wortwechsel zwischen ihm und der schönen K i k e q u e t z e l. T l a q u a t z i n blieb kein müßiger Zuschauer dabey. Er rechtfertigte den Geschmack der Schönen, aber in einem so beleidigenden Tone, daß K o x k o x alle Mäßigung vergaß. Ein derber Schlag über die breiten Schultern des undankbaren T l a q u a t z i n kündigte den ersten Krieg an, der seit mehr als vierzehn Jahren den Frieden der schuldlosen Gefilde von Mexiko störte.

K o x k o x blieb seinem furchtbaren Gegner keinen Streich schuldig; er wehr-

te sich wie eine Tiegerkatze. Endlich gelang es der Schönen, die den unglücklichen Anlaß zu diesem Zweykampf gegeben hatte, die Streiter aus einander zu bringen. Es war hohe Zeit; denn Koxkox, der seine letzten Kräfte zusammen gerafft hatte, würde es nicht mehr lange gegen seinen überlegenen Nebenbubler ausgehalten haben. Kikequetzel weinte bitterlich über diesen Zufall, und es schien sie zu schmerzen, daß sie unbillig und undankbar gegen einen Freund gewesen war, der das erste Recht an ihr Herz hatte. Aber nichts war vermögend, den Eindruck auszulöschen, den der gelbe Kopfschmuck auf ihn machte; und als Tlaquatzin und die Dame des folgenden Morgens aufstanden, war kein Koxkox in der ganzen Gegend mehr zu finden.

ER war vor Aufgang der Sonne von seinem zum ersten Mahl schlaflosen Lager aufgestanden, und ging so weit ihn seine Füße trugen, — um in andern Gegenden Menschen zu suchen, bey denen er die ungetreue K i k e q u e t z e l vergessen könnte. Ungern und traurig verließ er die Hütten die er selbst aufgerichtet, die Gärten die er mit eigener Hand gepflanzt, die Lauben von Schasmin und Akacia die er über rieselnde Quellen her gewölbt hatte, — und die Kinder zu denen er Vater war. Aber ein sehnliches Verlangen sich zu rächen erhitzte seine Lebensgeister; er hoffte Gehülfen zu finden, mit deren Beystand er den M a n n, der ihm seine Frau und seine Pflanzstätte vorenthielt, wieder vertreiben könnte.

Wir übergehen die besondern Umstände seiner langen Wanderungen, weil sie

nicht zu unserm Vorhaben gehören. Genug, er fand endlich zu seinem grossen Troste in einer Höhle, worin er einsmahls übernachten wollte, zwey Mädchen, von denen die älteste nicht über zwanzig zu seyn schien, welche ihm in seiner eigenen Sprache Antwort gaben, und nicht daran dachten, die Freude, zu welcher sie nach der ersten Bestürzung über seinen Anblick übergingen, vor ihm zu verbergen. Die seinige verminderte sich ein wenig, als bald darauf eine Frau von ungefähr vierzig Jahren in die Höhle trat, welche, man weifs nicht eigentlich ob die Mutter oder die Tante, der jungen Nymfe war. Sie war von der Klasse der Pentheseileen, gross und stark von Gliedern, mit einer Tiegerhaut angethan, und mit einer Keule auf der Schulter, die ihr von ferne das Ansehen einer verkleideten Dejanira gab—in den Augen eines Antiquars nemlich; denn Koxkox bemerkte weiter nichts als dafs sie sich selber glich, und die Miene hatte es in allen Arten von Zweykampf nicht wohlfeil zu geben.

Wie dem auch seyn mochte, ein Mann,

und ein so feiner Mann wie Koxkox zu seyn schien, war dieser kleinen weiblichen Gesellschaft unendlich willkommen; man bemühte sich um die Wette, ihn durch die freundlichste Begegnung davon zu überzeugen, und Koxkox fand, wir wissen nicht wie, Mittel und Wege, die Tante und die Nichten über die Annehmlichkeiten seiner Gesellschaft gleich vergnügt zu machen.

Nichts desto weniger hatte dieser glückliche Zustand nur wenige Wochen gedauert, als Koxkox anfang sich in seine vorige Heimath und zu seiner noch immer geliebten Kikequetzel zurück zu sehen, die bey der Vergleichung, welche er sich nicht enthalten konnte zwischen ihr und diesen drey Waldnymfen anzustellen, von Tag zu Tag mehr gewann. Sein Herz schmeichelte ihm, daß sie sich vielleicht eben so sehr nach seiner Zurückkunft sehne; und er hoffte den mächtigen Tlaquatzin ohne große Mühe zum Tausch einer einzigen Frau gegen ihrer drey zu bewegen, zumahl da die Tante im Nothfall für zwey gelten könnte. Er säumte also nicht, seinen Freundin-

nen zu eröffnen, daß noch mehr Personen von seinem und ihrem Geschlecht das Glück gehabt hätten der großen Flut zu entgehen; daß er den Weg zu ihrer Wohnung wisse; daß diese Leute sehr willig seyn würden, sie in ihre Gesellschaft aufzunehmen; und daß sie dort viele kleine Annehmlichkeiten des Lebens finden würden, deren sie bisher hätten ermangeln müssen. Man hatte nicht das mindeste gegen seinen Vorschlag einzuwenden; und schon des nächsten Tages mit Anbruch der Morgenröthe waren die drey Schönen reisefertig, um mit ihm in ein Land zu ziehen, wo es — mehr Männer gab.

DIE schöne und unbeständige Kikequetzel hatte inzwischen ihres Orts auch Zeit gehabt, sich den Vorzug mehr als Einmahl gereuen zu lassen, den sie dem breitschultrigen Tlaquatzin vor dem sanften Koxkox gegeben hatte. Seine rauhe Gemüthsart machte einen sehr starken Abstich gegen die zärtliche Begegnung, an welche sie von Koxkoxen gewöhnt worden war: und wie dieser durch seinen Fleiß und seine Neigung zum Pflanzen die Gegend um ihre Wohnung zu einem kleinen Paradiese gemacht hatte; so war sie hingegen durch die Trägheit ihres neuen Mannes, der sich bloß mit der Jagd beschäftigte, unvermerkt wieder eine Wildniss geworden.

Ihre Freude über Koxkoxens Wiederkunft würde also unbeschreiblich groß ge-

wesesen seyn, wenn sie nicht durch den Anblick seiner Begleiterinnen in etwas wäre gemäfsiget worden. Indessen war doch in der Vorstellung, Personen von ihrem eigenen Geschlecht zum Umgang zu haben, etwas Angenehmes, das ihr auf einer andern Seite die Ungemächlichkeiten der Theilung zu ersetzen schien.

Auch der Herkulische Tlaquatzin hatte eine gedoppelte Ursache, sich die Wiederkunft seines alten Freundes wohl gefallen zu lassen: denn erstlich sah er ihn für einen Menschen an, der für ihn arbeiten würde; und zweytens war es ihm ganz ungenehm, einen kleinen Harem zu seiner Disposition zu haben.

Er machte nicht die geringste Schwierigkeit den Vertrag einzugehen, den ihm Koxkox anbot; denn er verließ sich darauf, daß er den Schlüssel zu Kikequetzels Herzen habe, so oft es ihm einfallen würde Gebrauch davon zu machen. Er hielt sich selbst Wort. Aber Koxkox (welcher so einfältig nicht war als er aussah) beruhigte sich damit, daß Kikequetzel wieder einen himmel-

blauen Kopfputz trug, und das ihm die
beiden Schwestern und die Tante selbst
so viele Gelegenheit zur Rache gaben als
er nur wollte.

29.

DIE Gemeinschaft der Weiber, welche der weise Plato in seiner sehr idealischen Republik einzuführen beliebt hat, dürfte außer derselben so viele Ungemächlichkeiten nach sich ziehen, und daher so vieler Einschränkungen und Präservative vonnöthen haben, daß wir keinem Gesetzgeber rathen wollten, die Platonische Republik in diesem Stücke zum Modell zu nehmen.

Tlantlaquakapatli hält diese Gemeinschaft der Weiber—welche, wie wir nicht läugnen können, in unsrer Mexikanischen Kolonie herrschte und von den Ältern auf die Kinder erbte,—für die hauptsächlichste Quelle der Verderbnis und Verwilderung der ältesten Mexikaner. Sie zog, sagt er, eine Menge schlimmer Folgen nach sich.

Die Werke der goldnen Venus — wie es Homer nennt, oder, wie es unser Autor geradezu nennt, das Geschäft der Fortpflanzung, welches nach den Absichten der Natur die Bande der zärtlichsten Liebe zwischen beiden Ältern sowohl als zwischen den Ältern und Kindern enger zusammenziehen sollte, — wurde durch diese Vielmännerey und Vielweiberey zu einem bloßen animalischen Spiele, wobey eine flüchtige Lust der einzige Zweck und das einzige Gute war, was man davon hatte.

Die Liebe im edlern Verstande, die Liebe die eine Empfindung des Herzens ist, hörte auf.

Eine Frau war für einen Mann — was die Hindin für den Hirsch ist, und umgekehrt.

Die Kinder waren nicht mehr das Liebste was die Ältern in der Welt hatten. Ein Kind hatte gar keinen Vater, eben darum weil so viele Männer gleich viel Anspruch an diesen Namen machen konnten.

Die Kinder wurden also mit sehr vieler Gleichgültigkeit der Natur und dem Zufall überlassen; und weil sich die Mütter selbst so wenig als möglich mit ihrer Erziehung zu thun machen wollten, so entstand nach und nach die unmenschliche Gewohnheit, kränkliche oder gebrechliche Kinder wegzusetzen.

Die natürliche Liebe der Kinder gegen die Ältern, welche ohnehin keiner der stärksten Naturtriebe ist, verlor sich fast gänzlich; man war seinen Ältern so wenig schuldig, daß man sich weder verbunden noch geneigt fühlte sie mehr zu lieben als Fremde. Daher die eben so unmenschliche Gewohnheit, abgelebte Leute, welche sich ihren Unterhalt nicht mehr selbst verschaffen konnten, Hungers sterben zu lassen.

Die Ausgelassenheit der Mütter hatte, außerdem daß sie der Vermehrung nachtheilig war, auch natürlicher Weise die schlimme Folge, daß die Kinder eine desto stärkere Anlage zu der nehmlichen Neigung erbten, welcher die Mütter am liebsten nachhingen. Daher eine gewisse

Salacität, womit ihre Nachkommen angesteckt wurden, und welche sich bey der unverdorbenen Natur nicht findet.

Auch die natürliche Liebe eines Menschen zum andern wurde von Grad zu Grade desto schwächer, da ihre Lebhaftigkeit hauptsächlich von der Zuneigung für die Glieder der Familie, in deren Schoofs wir erzogen werden, abhängt; von der Gewohnheit geliebt zu werden und wieder zu lieben, welche unserm Herzen mechanisch und zu einem der dringendsten Bedürfnisse wird; von den Beyspielen der Liebe, der Zärtlichkeit, der gegenseitigen Aufmerksamkeit und Dienstleistung, welche uns von der Kindheit an umgeben: lauter Bedingungen, welche in einer Gesellschaft nicht Statt haben, die nur durch den k o p u l a t i v e n Naturtrieb beider Geschlechter, und den Trieb h e r d e n w e i s e mit einander zu laufen, der den meisten zahmen Thieren natürlich ist, zusammen gehalten wird.

Bey einer so großen Schwäche der natürlichen Zuneigungen hatten die eigennützigen Leidenschaften, die Begierlich-

keit, der Zorn, die Rachsucht, kein andres Gegengewicht als das fysische Unvermögen. Ein jeder that alles was ihn gelüstete, auſser wenn er—nicht konnte.

Daher Gewaltthätigkeiten und Fehden ohne Zahl, welche sich, nachdem die Mexikaner zu vielen kleinen Horden angewachsen waren, in einem unverständlichen Haſs einer Horde gegen die andere und in ewigen Kriegen endigten, die so lange dauerten, als von jeder feindseligen Völkerschaft noch eine lebendige Seele übrig war.

Der emsige und erfindsame Fleiſs, die Neigung zum Pflanzen und zum Feldbau, die Begierde Gemächlichkeiten zu erfinden und sich ein angenehmeres Leben zu verschaffen, welche die Mutter der übrigen Künste ist, wurden im Keim erstickt.

Die Liebe zu einem Weibe, das wir als die Hälfte unsers Wesens ansehen, die Liebe zu Kindern, in welchen wir uns selbst wieder hervorgebracht und vervielfältigt sehen, — diese Liebe ist fähig uns der Trägheit zu entreiſsen, die den ein-

zeln Menschen mit jedem leidlichen Zustande zufrieden macht. Sie macht uns auf die kleinsten Bedürfnisse dieser geliebten Gegenstände aufmerksam, und setzt alle unsre Fähigkeiten in Bewegung ihnen zuvor zu kommen. Nicht zufrieden, daß diese werthen Geschöpfe nur leben sollen, wollen wir daß sie angenehm leben. Wir arbeiten, wir erfinden, wir bessern unsre Erfindungen aus, und gefallen uns in einer Geschäftigkeit, welche diejenigen, die wir lieben, glücklicher macht.

Alles dieß hörte auf, so bald die zärtlichen Familienbände aufgelöst waren. Nach und nach sanken die Nachkommen von Koxkox und Tlaquatzin zur bloßen Thierheit herab. Sie behielten sich mit wilden Früchten und Wurzeln, wohnten in Grüften und hohlen Bäumen, und suchten in einem gedanken- und arbeitlosen Müßiggang das höchste Gut des Lebens.

30.

So schildert uns (sagt Tlantlaquakapatli) die Geschichte den Zustand unserer ältesten Vorfahren. Wie ungleich jener lebenswürdigen Unschuld, welche den guten Koxkox in den Armen seiner zärtlichen Kikequetzel beseligte, als sie noch die einzigen Bewohner der fruchtbaren Thäler waren, die sich am Fusse des Gebirges Kulhuakan verbreiten! als Kikequetzel sich noch nicht träumen liefs, daß ein andrer Mann mehr Mann seyn könne als Koxkox, und dieser noch nicht gelernt hatte, sich für unangenehme Augenblicke in seinem Hause in den Armen einer andern zu entschädigen; als jedes dem andern noch die ganze Welt war; als Kikequetzel, wenn sie mit Emsigkeit an einem Bette von den weichsten Federn arbeitete, sich mit dem Gedanken aufmunterte, „er wird desto süßser ruhen!“ — und Koxkox,

wenn er die Bäume wachsen sah, die er gepflanzt hatte, sich an der Vorstellung ergetzte, daß seine Kinder unter ihrem Schatten spielen würden! — Und o! wie wenig, (setzt der Philosoph mit einem Seufzer hinzu) wie wenig brauchte es, diese Unschuld zu vernichten! Der verwünschte Tlaquatzin! Warum mußte er sich in diese Gegenden verlieren!

Doch, Tlantlaquakapatli ist Philosoph genug, um sich bald wieder zu fassen, und zu gestehen, daß, wenn auch Tlaquatzin mit der Tante und ihren zwey Nichten nicht gewesen wäre, hundert andere zufällige Begebenheiten, früher oder später, vermuthlich die nehmliche Wirkung hervorgebracht haben würden: und er beschließt seine Erzählung mit einer Betrachtung, welche wir aus voller Überzeugung unterschreiben.

„Die Unschuld des goldnen Alters, (sagt er) wovon die Dichter aller Völker so reizende Gemählde machen, ist unstreitig eine schöne Sache; aber sie ist im Grunde weder mehr noch weniger als — die Unschuld der ersten Kind-

heit. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der schuldlosen Freuden seines kindischen Alters? Aber wer wollte darum ewig Kind seyn? Die Menschen sind nicht dazu gemacht Kinder zu bleiben; und wenn es nun einmahl in ihrer Natur ist, daß sie nicht anders als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften und daher entspringendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höhern Fähigkeiten gelangen können, — wer will mit der Natur darüber hadern?

1811. Wie kommt es, dass sich nicht alle
Menschen der schuldischen Verbindungen
entziehen? Aber wer wollte das
nicht? Ist es denn nicht die
schon erwähnte Macht, die in der
Welt wirkt, wenn es den einzelnen in ihrer
Trennung das nicht möglich ist, als durch
ihnen langen, als selbstständigen
Selbstbestimmung, die ihnen gegeben und da-
her entzogen werden, bleibt zur Hand.
Ist die Abhängigkeit der Welt nicht
die, die in der Welt ist, so ist die
Welt, die in der Welt ist, die Welt.

BETRACHTUNGEN

ÜBER

J. J. ROUSSEAU'S

URSPRÜNGLICHEN ZUSTAND

DES MENSCHEN.

1770.

BEZUGSACHTUNGEN

U R B

J. J. ROUSSEAU

VERBODEN TOEGANG

DES MENSEHEN.

1770.

DIE Aufschrift über der Pforte des Del-
fischen Tempels:

„Lerne dich selbst kennen“!

enthielt ohne Zweifel ein wichtiges, und
in der That nicht leichtes Gebot.

Aber daß es, wie Rousseau versi-
chert, — „wichtiger und schwerer sey, als
alles was die großen dicken Bücher der
Moralisten enthalten“, — ist (mit seiner
Erlaubniß) nichts gesagt.

Diese Moralisten, von denen Rou-
seau so wenig zu halten scheint, konn-
ten doch wohl keinen andern Zweck ha-
ben, als in ihren großen dicken Büchern
den Inhalt dieses nehmlichen γυναι σταν-
τον zu entwickeln. — Und daß unter so
vielen, welche, von Hermes Trisme-

gustus Zeiten bis auf diesen Tag, an der Auflösung dieses Räthsäls gearbeitet haben, auch nicht Einer es errathen haben sollte — wahrlich, das würde den Moralisten wenig Ehre machen!

Doch, gesetzt auch sie hätten sammt und sonders, den guten Plutarch mit eingerechnet, ihre Mühe dabey verloren: so begreife ich doch nicht, wie wir weniger aus ihren Büchern lernen könnten, als — was uns die Delfische Pforte lehrt, nemlich — „dafs es dem Menschen gut sey, sich selbst zu kennen“, — Und was haben wir da gelernt?

Der grofse Punkt ist, — wie wir es anzufangen haben, um zu dieser Erkenntnifs zu gelangen? — und hierüber macht uns diese Pforte nicht klüger als der elendeste Kommentar, der jemahls über die Ethik des Aristoteles geschrieben worden ist.

Der obige Ausspruch unsers Freundes *Jean-Jaques* ist also, wie viel er auch beym ersten Anblick zu sagen scheint, um nichts weiser als wenn jemand sagte: der erste Vers des ersten Buchs Mose enthal-

te unendliche Mahl mehr Wahrheit als die sämtlichen Werke aller Naturforscher; weil am Ende doch alles, was uns diese Biedermänner von Himmel und Erde lehren, nur ein sehr kleiner Theil von dem ist, was Himmel und Erde in sich fassen, und (wie Shakspeares Hamlet sagt) noch gar viel in beiden ist, wovon sich unsre Philosophen (selbst den neuesten, dem so viel davon träumt, nicht ausgenommen) wenig träumen lassen.

MIT aller Ehrerbietung, die wir den
 Modefilosofen unsrer Zeit schuldig sind,
 sey es gesagt, daß ihre beredten Schrif-
 ten von dergleichen Gedanken wimmeln,
 die nur so lange etwas feines oder großes
 oder neues sagen, als die Leser gefällig
 oder bequem oder unwissend genug sind,
 sie für das gelten zu lassen, wofür ihr
 Gepräge sie ausgiebt.

Was für Ungereimtheiten hat nicht die
 Begierde etwas neues, *novum*, *au-
 dax*, *indictum ore alio*, zu sagen,
 schon oft die feinsten Köpfe sagen ge-
 macht! — Zumahl in Zeiten, wie die un-
 sern, da Witz und Beredsamkeit einen
 Freybrief haben die gesunde Vernunft zu
 mißhandeln, wenn es nur auf eine sinn-
 reiche Art geschieht; wo Hippiasse
 und Karneaden durch rhetorische Ta-
 schenspielerkünste die Bewunderung ih-

rer Zeitgenossen erschleichen; und neuer Unsinn, in schöne Bilder gekleidet, mit spielenden Gegensätzen verbrämt, und mit den Schellen des rednerischen Wohlklangs behangen, willkommner ist, als die alte Vernunft in ihrem schlichten Sokratischen Mantel!

War es diese Begierde zu schimmern, oder war es Laune, oder Misanthropie, — oder sollen wir glauben, daß es wirklich Liebe zur Wahrheit und Wohlneigung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey, was den scharfsinnigen Schriftsteller, welches wir vorhin zu tadeln uns die die Freyheit genommen haben, bewegen konnte, mitten im achtzehnten Jahrhundert die Philosophie der alten Gymnosofisten wieder in Achtung bringen zu wollen, und, ohne Hoffnung auch nur einen einzigen Schüler zu machen, den abenteuerlichen Satz zu behaupten: „daß der ursprüngliche Stand des Menschen der Stand eines zahmen Thieres gewesen sey“; — und daß man allen Nationen, unter denen sich (nach seinem Ausdruck) die Stimme des Himmels nicht habe hören lassen, keinen bessern Rath geben kön-

ne, als „in die Wälder zu den Orang-Utangs und den übrigen Affen, ihren Brüdern, zurückzukehren, aus welchen sie eine unselige Kette von Zufällen zu ihrem Unglücke heraus gezogen habe“.

Man braucht die Schriften dieses sonderbaren Mannes nur mit einer mittelmässigen Gabe von Gutherzigkeit gelesen zu haben, um sich gern überreden zu lassen, daß vielleicht niemahls ein Schriftsteller von der Güte seiner Absichten und von der Wahrheit seiner Grillen so überzeugt gewesen sey als Rousseau. Man kann sich nicht erwehren dem Manne gut zu seyn, der die verhafstesten Paradoxen mit einer so aufrichtigen Miene von Wohlmeinheit vorbringt, – mit einer so ehrlichen Miene die seltsamsten Fehlschlüsse macht, und uns aus der Fülle seines Gefühls zuschwört, daß alles gelb sey, ohne den kleinsten Verdacht zu haben, daß doch wohl vielleicht er selbst mit der Gelbsucht behaftet seyn könnte.

Und gesetzt auch, der Zusammenhang seiner Grundsätze, und der dogmatische Ton, den er, aller seiner Protes-

tationen ungeachtet, aus so vollem Munde anstimmt, könnte einige Zweifel — —

Doch nein! Wir haben kein Recht, an der Aufrichtigkeit seiner Versicherung zu zweifeln; und niedrig wär' es, den Mann, der uns Gutes thun will, mit Vorwürfen zu verfolgen, weil er das Loos aller Sterblichen erfahren, und sich auf seinem Wege verirrt hat. Lassen wir die Anmaßung — die Herzen der Schriftsteller aufzureißen, um die geheimen Absichten derselben vor einen unbefugten Richterstuhl hervor zu ziehen, lassen wir diese verwegene Anmaßung jener verachtenswürdigen Art von Gleisnern, welche unter dem scheinbaren Vorwande, die gute Sache zu vertheidigen, ihre eigenen lichtscheuen Absichten an der Vernunft und ihre Dummheit zu dem Witze, wie der Affe seine Mißgestalt am Spiegel, rächen wollen.

Die Freyheit zu filosofieren, (welche, so lange wir nicht mit dem Rousseauischen Menschen in die Wälder, oder, was noch ein wenig schlimmer wäre, so lange wir nicht in die Barbarey der Gothen und Vandalen zurückzukeh-

ren gedenken, eine der stärksten Stützen der menschlichen Wohlfahrt ist) muß sich auf alle erstrecken, welche von Gegenständen, die innerhalb des menschlichen Gesichtskreises liegen, ihre Meinung mit Bescheidenheit sagen, wie seltsam und widersinnig auch immer ihre Meinung scheinen mag. Wie oft ist etwas in der Folge als eine ehrwürdige und nützliche Wahrheit befunden worden, was Anfangs alle Stimmen gegen sich hatte! — Und auch der Irrthum selbst, diese nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, giebt Gelegenheit, den Mitteln besser nachzuforschen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wohlthätig für das menschliche Geschlecht.

3.

EIN Schauspiel, das die Menschlichkeit empört, wenn man es von der häßlichen Seite ansieht, — der Anblick der ausschweifendsten Üppigkeit und zügellosesten Verderbniss der Sitten in einer von den Hauptstädten Europens, in diesem modernen Babylon, — welchem ein Philosoph im siebenten Stockwerke, um seiner lebenswürdigen Narrheiten, um seiner artigen Talente und auf den äußersten Grad verfeinten Künste willen, seine Laster nicht so leicht verzeihen kann als der Philosoph zu Ferney, wenn er das Glück gehabt hat wohl zu verdauen, aus seinem kleinen bezauberten Schlosse; — der Anblick des Übermuths, mit welchem die verächtliche Klasse der Poppäen und Trimalcione des öffentlichen Elends, dessen Werkzeuge sie sind, spotten; — der traurig machende Anblick eines unterdrückten Volkes unter dem be-

sten der Könige:—solche Ansichten—aus einem Dachstübchen betrachtet—sind sehr geschickt, den Betrachtungen eines philosophischen Zuschauers über unsre Verfassungen, Künste und Wissenschaften eine solche Stärke zu geben, und ein so schwermüthiges Helldunkel über sie auszubreiten; dafs man nichts andres nöthig hat, um zu begreifen, wie dieser Philosoph, mit einer schwärmerischen Einbildungskraft, einem warmen Herzen und etwas galliger Reizbarkeit, auf den Einfall kommen konnte: Es würde diesem Volke besser seyn, gar keine Gesetze, Künste und Wissenschaften zu haben".

Laßt in diesem Augenblick eine Akademie die Frage aufwerfen: „ob Wissenschaft und Kunst dem menschlichen Geschlechte mehr Schaden oder Nutzen gebracht haben"? — wird er wohl in einer solchen Gemüthsstimmung Bedenken tragen, Wissenschaften und Künste, die er als Sklavinnen des Glücks und der Üppigkeit, als Quellen der sittlichen Verderbnifs und Beförderinnen der Unterdrückung ansieht, für die wahre Ursache alles menschlichen Elends zu erklären?

Und, noch voll von den lebhaften Gemälden, in welchen ihm seine Fantasie die Evidenz dieser vermeinten Wahrheit anzuschauen giebt, — wird er nicht, wenn eine andre Akademie seine Galle durch die Frage heraus fordert: „welches der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen sey, und in wie fern selbige durch das natürliche Gesetz berechtigt werde oder nicht“? — die Auflösung dieses Problems schon gefunden zu haben glauben, und uns mit dem zuversichtlichsten Tone der Überzeugung überreden wollen: daß alles Übel, wovon das menschliche Geschlecht gedrückt wird, bloß aus dieser Ungleichheit, als der wahren Büchse der Pandora, hervorgegangen sey, und daß es kein gewisseres Mittel davon befreyt zu werden gebe, als alle Gewänder und Ausschmückungen der Natur, alle unsre Wissenschaften, Künste, Polizey, Bequemlichkeiten, Wolüste und Bedürfnisse von uns zu werfen, und nackend — gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferstich seines Buches — zu unsrer ursprünglichen Gesellschaft, den Vierfüßigen, in den Wald zurückzukehren?

Sollte dieß nicht die geheime Geschich-
te des Rousseauischen Systems gewesen
seyn?

4.

DIESES vorausgesetzt, scheint es einiger Massen begreiflich zu werden, wie Rousseau auf den Einfall habe kommen können, sich den ursprünglichen Stand der Menschheit als einen solchen zu denken, worin der Mensch von dem übrigen Vieh, außer einer vortheilhaften Bildung, durch nichts — „als die unselige Möglichkeit aus demselben heraus zu gehen“ — unterschieden gewesen sey.

„Betracht’ ich, spricht er, den Menschen, wie er aus den Händen der Natur kam, so sehe ich ein Thier, das zwar nicht so stark als einige, nicht so lebend als andere, aber, alles zusammen genommen, doch unter allen am vortheilhaftesten organisiert ist; ich sehe es sein Futter unter einer Eiche suchen, aus dem ersten besten Bache seinen Durst löschen, sein Lager unter dem nehmlichen Baume

nehmen, der ihm zu fressen gegeben hat: und so sind seine Bedürfnisse befriediget.“ —

Doch nicht gar alle! — Es giebt Augenblicke — welche ich nicht so natürlich beschreiben möchte, als es der eleganteste Schriftsteller aus dem politen Zeitalter Augusts gethan hat, und die man, sogar in London, (wo so viel erlaubt ist was man anderswo für unzulässig halten würde) nicht auf öffentlicher Schaubühne vorzustellen wagt, wie es Aristofanes zu Athen, dem Sitz der Griechischen Urbanität, wagen durfte — Augenblicke — Doch wir wollen unsern Schriftsteller selbst davon reden lassen.

„Zu fressen haben, (fährt Rousseau fort) schlafen, und — sein Weibchen belegen, sind die einzigen Glückseligkeiten, von denen er einen Begriff hat“ ¹⁾).

Und damit wir uns nicht etwann einbilden, er lebe mit seinem Weibchen und mit seinen Jungen in einer Art von Fa-

1) S. 24 und 157.

miliengesellschaft, wovon wir sogar bey einigen thierischen Gattungen Beispiele sehen; setzt er — nicht ohne den Grotiussen und Puffendorfen einen verächtlichen Seitenblick zu geben — hinzu:

„Sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, das hiesse den Fehler derjenigen begehen, die, wenn sie über den Stand der Natur räsonieren, die Ideen mit hinein bringen, welche sie aus der Gesellschaft entlehnt haben: da doch in diesem primitiven Stande, wo die Menschen weder Häuser noch Hütten noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein jeder sich lagerte wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben so zufälliger Weise, wie sie einander ungefähr begegneten und Gelegenheit oder Trieb es mit sich brachte, sich zusammen thaten, ohne daß die Sprache ein sehr nothwendiger Dolmetscher der Dinge war, die sie einander zu sagen hatten, und sich mit eben so wenig Umständen wieder von einander verliefen“ ²⁾.

2) S. 28. 29.

Man kann sich leicht einbilden, daß Leute, die so wenig Umstände mit einander machen, und der süßen Werke der goldenen Venus auf eine so thierische Art pflegen, nicht sehr zärtliche Ältern seyn werden. Auch bekümmert sich, nach Rousseaus Versicherung, der Vater um seine Kinder nichts. Und wie sollte er? da er sie nicht kennt, und vielleicht Jahrtausende vorbey gehen, bis endlich einer von diesen maschinenmäßigen Vätern den Verstand hat, beym Anblick solcher kleiner Geschöpfe die tiefsinnige Betrachtung anzustellen, — „daß er vielleicht durch eine gewisse Operazion, ohne es selbst zu wissen, zu ihrem Daseyn Gelegenheit gegeben habe“.

Was die Mutter betrifft, so ist es freylich ihre Schuld nicht, daß sie sich gezwungen sieht sich eine Zeit lang mit ihrem Kinde abzugeben. — „Sie säugt es Anfangs ihres eigenen Bedürfnisses wegen, (spricht Rousseau) hernach, da die Gewohnheit es ihr lieb gemacht hat, wegen des Bedürfnisses des Kindes selbst. Aber so bald die Kinder groß genug sind sich ihr Futter selbst zu suchen, so ver-

laufen sie sich von der Mutter, und so kommt es bald dahin, daß sie einander nicht mehr kennen" 3).

Eh' es dahin kommt, hat also die Mutter, man weiß nicht recht warum, die Gütigkeit, ihre Jungen mit sich herum zu schleppen. — „Wahr ists, (sagt unser Philosoph) wenn die Mutter umkommt, so läuft das Kind Gefahr mit ihr umzukommen; aber (setzt er tröstlich hinzu) diese Gefahr ist hundert andern Gattungen von Thieren gemein, deren Junge in langer Zeit unvermögend sind ihre Nahrung selbst zu suchen" 4).

Der natürliche Mensch des Philosophen *Jean-Jaques* ist also (die verwünschte Vervollkommlichkeit ausgenommen) weder mehr noch weniger als ein andres Thier auch; und es ist pure Höflichkeit, daß er ihm die langen krummen Klauen des Aristoteles, und den Schwanz, welchen die Reisebeschreiber Gemelli Karreri und Johann

3) S. 29.

4) S. 12.

Struys einigen Einwohnern der Inseln Mindero und Formosa zulegen, erlassen hat ⁵⁾).

Der Rousseauische Mensch ist es, dem der Name eines Wilden — den die Spanier den Amerikanern zu Beschönigung ihrer widerrechtlichen Gewalthätigkeiten gegeben haben — im eigentlichen Verstande zukommt. Er überläßt sich, ohne mindeste Ahnung der Zukunft, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; seine Begierden gehen nicht über seine körperlichen Bedürfnisse hinaus; das große Schauspiel der Natur ist unvermögend ihn aus seiner schlafsüchtigen Dummheit aufzuwecken; in seinem ganzen Leben fällt ihm nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich? —

Doch das letztere könnten wir ihm zu gut halten. Es gehört in der That beynahe eben so viel dazu, diese Frage aus sich selbst zu thun, als sie recht zu beantworten. Aber was Rousseau in der

⁵⁾ S. 6.

menschlichen Natur entdeckt haben könne, das ihm Ursache gegeben, nichts natürlicher zu finden als die Ungeselligkeit, welche die Grundlage seines Systems über den ursprünglichen Stand ausmacht, — kann ich nicht errathen.

Seinem Vorgeben nach hat die Natur „sehr wenig dafür gesorgt, die Menschen durch gegenseitige Bedürfnisse einander näher zu bringen, und so wenig als möglich zu den Verbindungen beygetragen, welche sie zum Untergang ihrer Freyheit und Glückseligkeit unter einander getroffen haben“ ⁶⁾. —

Was für wunderliche Dinge Witz und Galle einen Philosophen sagen machen können!

6) S. 37.

U N G E A C H T E T R o u s s e a u sich gleich Anfangs erklärt, daß es bey Untersuchung der akedemischen Frage, über welche er schreibt, gar nicht auf Thatsachen ankomme: so scheint er doch in der Folge das Unschickliche davon selbst empfunden zu haben, und beruft sich daher einigemahl auf die Hottentotten, die Karai- ben und die wilden Indier in Nordamerika; wiewohl in der That niemahls, wo es auf Befestigung der Hauptsätze seines Systems ankommt. Was hätten sie ihm auch dazu helfen können? Keine einzige von allen diesen kleinen Völkerschaften, die man Wilde nennt, befindet sich in diesem viehischen Stande, den er zu unserm ursprünglichen macht. Sie leben alle in einer Art von Gesellschaft; sie kennen Freundschaft, eheliche und älterliche Liebe; sie sind nicht ohne alle Kunst; und es ist mehr als zu wahr.

scheinlich, daß sie erst durch das unmenschliche Verfahren der Kastilianer in eine gewisse Wildheit h i n e i n g e - schreckt worden sind, die ihnen nicht natürlich war.

Aber gesetzt auch, die Wildheit aller dieser wirklichen oder fabelhaften Wilden, wovon man uns so viel wunderliche Dinge erzählt, von den Kyklopen des alten Vater Homer bis zu den Kaliforniern des Vater Venegas, wäre noch ein wenig gröfser als sie beschrieben wird: was könnte damit bewiesen werden, als daß „Menschen zufälliger Weise sehr nahe zu den Thieren herunter sinken können, und daß, wenn es einmahl so weit mit ihnen gekommen ist, ein Zusammenfluß vieler günstiger Umstände erfordert wird, um die Menschheit wieder bey ihnen herzustellen“? — und wem ist jemahls eingefallen hieran zu zweifeln?

BEY einer Untersuchung des ursprünglichen Standes der Menschen scheint die Frage, „wo die ersten Menschen hergekommen“, nicht ganz überflüssig zu seyn. Rousseau hat (wir wissen nicht warum) nicht für gut befunden ihrer zu erwähnen. Man kann diese Unterlassung nicht damit rechtfertigen, daß dieser Umstand durch die Offenbarung ins Klare gesetzt sey. Denn aus diesem Grunde hätte sich Rousseau seine ganze Untersuchung ersparen können; und überhaupt bewies man vor neun hundert Jahren aus diesem Grunde, „daß man über gar nichts filosofieren müsse, was der Mühe werth ist“. — Es ist das nehmliche weise Argument, kraft dessen der Saracenische Kalif Omar die Bibliotheken zu Alexandria, als diese Hauptstadt Ägyptens in seine Gewalt fiel, zum Feuer verurtheilt haben soll. — Wenn es erlaubt ist, über den

ursprünglichen Stand des Menschen zu filosofieren, so muß sich diese Freyheit auch auf seinen Ursprung selbst erstrecken; es ist für eines so viel Grund als für das andere.

Gesetzt nun, wir wollten — welches sehr weit von uns entfernt ist — die Gefälligkeit für die alten Priester zu Memphis so weit treiben, und alle die Überschwemmungen und Ausbrennungen des Erdbodens, von denen sie Nachrichten zu haben vorgaben ⁷⁾, für wahr annehmen; ja, gesetzt wir wollten den Ursprung der Menschen so weit hinaus setzen als die fabelhaften Japaner: so würden wir doch nicht umhin können, endlich einige anzunehmen, welche die ersten gewesen wären. Eine Reihe, die keinen Anfang hat, mag, wenn man will, aus metaphysischen Gründen eben so möglich seyn, als eine unendlich theilbare Materie; aber gewiß ist, daß sie, wie sehr viele andre transcendente Dinge, den Fehler hat, daß sie unvorstellbar ist.

7) S. den Timäus des Plato.

Diese Ersten also, woher kamen sie?

Sind sie aus dem M o n d e herab gefallen?

Oder, wie M a n k o - K a p a k, der Orfeus der Peruvianer, aus der S o n n e herab gestiegen?

Oder, nach der gemeinen Meinung der Alten, aus dem B o d e n hervor gewachsen ⁸⁾?

Oder sind sie, nach der sinnreichen Hypothese des Philosophen A n a x i m a n d e r, aus einer Art v o n F i s c h e n hervor gekrochen ⁹⁾?

Oder hat vielleicht die Natur, wie L u k r e z uns glauben machen will ¹⁰⁾, erst eine Menge Versuche machen müssen, bis es ihr endlich gelungen einen vollständigen Menschen herauszubringen?

8) *Diod. Sicul. L. I. c. 10.*

9) *Plutarch. Symposiac. L. VIII. c. 8.*

10) *Lucret. L. V.*

Wahrhaftig, meine Herren Manko-Kapak, Demokritus, Anaximander, Lukrez, und wie ihr alle heißt, es möchte sich wohl nicht der Mühe verlohnen, zu untersuchen welcher von euch die lächerlichste Meinung habe; — aber was ihr alle zugeben müßt, ist: „daß nur derjenige den Namen des ersten Menschen verdienen kann, welcher — der erste Mensch war; das ist, bey dem sich zuerst die vollständige Anlage alles dessen befunden, was den wesentlichen Unterschied unsrer Gattung von den übrigen Geschöpfen ausmacht“. Und wenn wir einmahl so weit einig sind, so werden wir, denke ich, kein Orakel entscheiden lassen müssen: „ob die Natur (wenn anders Verstand und Absicht in ihren Wirkungen ist) nicht wenigstens ein Paar solcher Menschen, welches die Gattung zu vermehren geschickt war, habe hervorbringen müssen“?

Nun läßt sich wohl nichts andres denken, als daß der erste Zustand dieser Protoplasten, wie vollkommen wir auch ihre Organisation voraussetzen, wenig besser als eine Art von Kindheit seyn

konnte; es wäre denn, daß wir ihnen angeborne Kenntnisse leihen wollten, wozu wenigstens die bloße Vernunft ihre Stimme nicht giebt. Alles bis auf ihren eigenen Leib war ihnen fremd und unbegreiflich. Verschlungen in die Unermeßlichkeit der Natur, hatten sie ohne Zweifel einige Zeit vonnöthen, um sich aus der ersten Betäubung so vieler auf sie zusammen drängender Eindrücke zu erhohlen. Allein Aufmerksamkeit und Übungen mußten sie bald den Gebrauch ihres Körpers und der übrigen Dinge, welche zu Mitteln ihrer Erhaltung und ihres Vergnügens bestimmt schienen, kennen lehren; und es brauchte — wenn wir uns nicht zur Kurzweil Schwierigkeiten erschaffen wollen, welche in der Natur nirgends sind — weder Jahrtausende noch Jahrhunderte dazu.

ROUSSEAU ist nicht dieser Meinung. Er sieht den Übergang aus dem Stande der Natur in den Stand der Policie-
rung als eine Sache an, die von allen
S e i t e n mit unübersteiglichen
Schwierigkeiten umgeben ist. Er kann
nicht begreifen, wie E i n Mensch zuerst
habe auf den Einfall kommen können,
ein Weibchen für sich selbst zu behal-
ten, eine Hütte für sie zurechte zu ma-
chen, und der Vater von seinen Kindern
zu seyn?—Oder wie etliche Menschen
auf den Gedanken hätten gerathen kön-
nen Gesellschaft mit einander zu machen,
und anders als nach Verfluß vieler tau-
send Jahre eine so tiefsinnige Wahrheit zu
ergründen, als diese ist: daß vier Arme
mehr vermögen als zwey, und vier und
zwanzig mehr als vier. In diesem Stücke
scheint es ihm (ohne Vergleichung) wie
dem berühmten Sultan Schach-Baham

zu gehen, der immer über die alltäglichsten Sachen zu erstaunen pflegte, und nichts so gut begreifen konnte, als was am unwahrscheinlichsten war; ein Beyspiel, daß Witz und Dummheit auf ihrem äussersten Grade einerley Wirkung thun.

Rousseau hätte vieler Bemühung des Geistes bey dieser Gelegenheit überhoben seyn können; denn wer in der Welt wird ihm die Folgen streitig machen, die er aus seiner Hypothese zieht?—Die Hypothese selbst ist es, was wir ihm geradezu wegläugnen. Ganz gewiß würde das wilde, ungesellige, dumme, Eicheln fressende Thier, das er seinen Menschen nennt, in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons ist. Wer wollte sich die Mühe geben, einen solchen Satz erst durch tiefsinnige Erörterungen zu beweisen? Das heißt die Gründe weitläufig aus einander setzen, warum, vermöge der Gesetze der Mechanik, ein Gichtbrüchiger schwerlich jemahls auf dem Seile tanzen lernen wird.—Schade um alle die schönen Antithesen, die er bey dieser Gelegenheit spielen läßt!

Doch, wir wollen ihm nicht Unrecht thun: es ist sein ganzer Ernst; er sieht alle diese ungeheuern Schwierigkeiten wirklich, von denen er spricht; und sie müssen wohl gewiss entsetzlich in seinen Augen seyn, weil sie ihn heynabe dahin bringen, seine Zuflucht zu einem *Deus ex machina* zu nehmen. Gleichwohl würden alle diese Fantomen auf einmahl verschwunden seyn, wenn er nur diese zwey Sätze, die einfachsten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte:

„Dafs die Menschen aller Wahrscheinlichkeit nach von Anfang an in Gesellschaft lebten — und von allen Seiten mit natürlichen Mitteln umgeben sind, die ihnen die Entwicklung ihrer Anlagen erleichtern helfen“.

8.

MAN könnte übrigens unserm Philosophen den Satz : „dafs, der Vervollkommlichkeit ungeachtet, die meisten Fähigkeiten der Menschen viele Jahrhunderte durch unentfaltet bleiben können“, eingestehen, ohne dafs seine Hypothese viel dadurch gewinnen würde. Die natürliche Trägheit, aus welcher Helvezius nicht ohne Grund eine Menge psychologischer Erscheinungen erklärt — die daher rührende Begnügbarkeit an jedem leidlichen Zustande, in welchem dieser Trägheit am wenigsten Gewalt geschieht, und die durch beides verdoppelte Macht der Gewohnheit lassen uns leicht begreifen, wie ein Volk (zumahl in einem Erdstriche, dessen Beschaffenheit die Wirkung dieser Ursachen noch verstärkt) Jahrtausende durch, wofern es sich selbst überlassen bleibt, in einem sehr unvollkommenen Zustande beharren könne.

Sittliche und politische Ursachen hemmen in Sina den Fortschritt der Wissenschaften, welche sich in diesem ungeheuern und in einigen Stücken sehr gut policierten Reiche noch immer in der Kindheit befinden. — Fysische Ursachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrorenen Länder um Hudsons-Bay seit undenklicher Zeit in einem so eingeschränkten Kreise von Bedürfnissen und von Thätigkeit, daß Reisende, welche den Geist der Beobachtung nicht empfangen haben, und den sittlichen Menschen in einem Gewande von Pelzwerk und Seehundsfellen nicht zu erkennen fähig sind, kein Bedenken tragen, ihren Zustand für *viehisch* zu erklären.

Aber mit der *Geselligkeit*, diesem wesentlichen Zuge der Menschheit, hat es eine ganz andere Bewandtniß. Der Mensch, — wenn wir auch bis in die ersten Augenblicke seines Daseyns zurück gehen, und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo seine Seele noch der unbeschriebenen Tafel des Aristoteles gleicht, — der Mensch braucht nur seine Augen

aufzuheben, und einen andern Menschen zu erblicken, um die süße Gewalt des sympathischen Triebes zu fühlen, der ihn zu seines gleichen zieht.

Und etwa nur zu seines gleichen? — Die ganze Natur hat Antheil zu seiner Empfindsamkeit und Zuneigung. Diese Empfindsamkeit ist die wahre Quelle jener aus Bewunderung, Freude und Dankbarkeit gemischten Gefühle, womit die Wilden die aufgehende Sonne und den vollen Mond begrüßen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns seinen Schatten geliehen hat, und sie beförderte vermuthlich den enthusiastischen Hang der ältesten Menschen, allem in der Natur eine Seele zu geben, und sich einzubilden, daß alles, was uns Empfindung einflößt, sie mit uns theile.

„Ich habe Mitleiden (sagt der größte Kenner des menschlichen Herzens der mir bekannt ist) mit dem Manne, der von Dan bis gen Beerseba reisen kann, und ausrufen: alles ist öde! — Ich erkläre, sagte ich, indem ich meine Hände mit einer zärtlichen Bewegung zusammen

schlug, daß ich auch in einer Wüste etwas ausföndig machen wollte, über welches ich meine Zuneigung ergießen könnte. — Könnt' ich nichts bessers thun, so wollt' ich sie an irgend eine holde Myrthe heften, oder mir irgend eine melankolische Cypresse aussuchen, um eine Art von Freundschaft mit ihr zu machen. — Ich wollte ihrem Schatten liebkosen, und sie zärtlich um ihren Schutz begrüßen. — Ich wollte meinen Namen in sie schneiden, und schwören, sie wären die liebenswürdigsten Bäume in der ganzen Wildniss. Welkte ihr Laub, so würd' ich mit ihnen trauern, und mich mit ihnen freuen, wenn ihr lachendes Aussehen mich beredete, daß sie sich freueten" ¹¹⁾).

Stellen wir uns einen Menschen vor, der, aller Gesellschaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geschmachtet, und die Hoffnung, jemahls wieder ein menschliches Angesicht zu sehen, endlich aufgeben hätte. — Däucht es uns unwahrscheinlich, daß in diesem elenden Zustand ein

¹¹⁾ *Yorick's Sentimental Journey, Vol. 1.*
p. 85.

kleiner Vogel, oder eine Maus, oder in Ermanglung irgend eines andern lebenden Geschöpfes, sogar eine ekelhafte Spinne ein Gegenstand für seine zärtlichsten Regungen werden könnte? -- Dafs diese Spinne nach und nach in seinen Augen so schön werden hönnte, als die reizendste Toskanische Amaryllis in den Augen ihres Platonischen Schäfers; dafs er sie auf seinem Teller essen lassen, dafs er ganze Tage mit ihr spielen, dafs er sich durch die anhaltendste Aufmerksamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, sich für ihre kleinsten Bewegungen interessieren, bey der mindesten Gefahr für ihr Leben zittern, und, wenn er unglücklich genug wäre sie zu verlieren, sie mit heifsen Thränen beweinen, und über ihren Verlust eben so untröstbar seyn würde, als er in andern Umständen über den Tod der geliebtesten Frau und des besten Freundes gewesen wäre?

Ich erinnere mich ehemahls etwas dergleichen von dem bekannten Grafen von Lausün gelesen zu haben; und ich zweifle nicht, dafs Leute, welche in den Anekdoten der Bastille, des Donjon von

Vicennes, des Königssteins und anderer Einsiedeleyen dieser Art erfahren zu seyn Gelegenheit haben, ähnliche Beyspiele zu erzählen haben werden.

Man würde vergeblich einwenden, daß sich von einzelnen Beyspielen nicht auf die menschliche Natur überhaupt schliessen lasse. Denn alles, was wir seit etlichen tausend Jahren aus gemeiner Erfahrung von unserer Gattung wissen, nöthigt uns, den Trieb der Geselligkeit und das Verlangen nach Gegenständen, denen wir uns mittheilen können, für ein wesentliches Stück der Menschheit zu halten. Die Ausnahmen sind offenbar auf Seiten derjenigen, welche aus Verdruss, Milzsucht, oder irgend einem andern innerlichen Beruf, sich freywillig der menschlichen Gesellschaft begeben haben.

Und wie wenig es auch dieser kleinen Anzahl von Sonderlingen möglich sey, den geselligen Trieb gänzlich zu ertöden, beweiset die Geschichte der alten Thebaischen und andrer Einsiedler. Nicht selten fanden sich liebevolle Einsiedlerinnen, um die Einsiedler

in ihren Bekümmernissen zu trösten. Und wenn alles fehlte, so sehen wir aus den fast täglichen Unterredungen, die viele unter ihnen mit dem Teufel pflegten, daß sie lieber die allerschlechteste Unterhaltung als gar keine haben wollten.

Ist aber der Trieb der Geselligkeit dem Menschen so natürlich: so haben diejenigen, welche sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, den Vorwurf nicht verdient, Begriffe aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur hinein getragen zu haben; so lösen sich alle die Schwierigkeiten von selbst auf, welche Rousseau in dem Übergang aus dem Stande der Natur in den gesellschaftlichen findet; so war es kein Übergang in einen entgegengesetzten, sondern ein bloßer Fortgang in dem nehmlichen Stande; ein Fortgang, dessen Geschwindigkeit zwar von tausend verschiedenen Zufällen abhängt, aber dennoch, auch bey den Völkerschaften wo er am langsamsten geht, einem aufmerksamen Beobachter merklich ist.

Doch, was würden alle unsre Einwendungen helfen, wenn (wie Rousseau sehr wahrscheinlich findet) „es wirklich eine Art von Menschen gäbe, welche, von Alters her in die Wälder zerstreut, keine Gelegenheit ihre Fähigkeiten zu entwickeln gehabt, keinen Grad von Vollkommenheit erworben hätten, und sich, mit Einem Worte, noch dermahlen in dem ersten Stande der Natur befänden“?

Wo er wohl diese für ihn so merkwürdigen Menschen aufgetrieben haben kann? — Wo anders als in den Wäldern von Majomba, in der Afrikanischen Provinz Loango, und im Königreiche Kongo, welches, nach Dappers Bericht, voll von Waldmenschen ist, — die allem Ansehen nach die nehmliche Art von Geschöpfen sind, welche in Afrika über-

haupt Pongo's oder Quojas-Morro's, und im Ostindien Orang-Utang genannt werden.

Diese Geschöpfe sind, wie man uns berichtet, von der gewöhnlichen Gröfse eines Menschen, aber viel dicker, und so stark, „dafs zehn Neger nicht genug wären, um Einen davon lebendig zu fangen“. Sie gehen auf zwey Beinen, bedienen sich der Hände wie wir, sind proportionierlich gestaltet, vorn am Leibe glatt, aber hinten mit schwarzen Haaren bedeckt. Ihre Gesichtsbildung ist von der Negern ihrer nicht gar sehr verschieden, ausser, „dafs ihnen, die Augen tief im Kopfe liegen, und dafs ihre Miene etwas wildes und gräfsliches hat“. Ihre Weibchen haben eine volle Brust, wiewohl nicht völlig so gewölbt, — und vermuthlich auch nicht völlig so weifs, als die schönen Ober-Walliserinnen, deren unschuldige Dienstfertigkeit dem Philosophen St. Preux so beschwerlich war ¹²⁾).

12) *Nouv. Heloise*, Tom. I. p. 71.

Diese Thiere sind sehr böse, wenn man ihnen zu nahe kommt, und so launisch, daß sie nicht einmahl leiden können, wenn man ihnen ins Gesicht sieht. Indessen sind sie doch groſſe Liebhaber von den Weibern und Töchtern der Negern, — (ein Umstand, aus welchem Rousseau hätte folgern können, daß sie eine natürliche Empfindung für die Schönheit haben; denn gegen ihre eigenen Weibchen muß doch wohl jede Negerin eine Venus seyn) — und die besagten Schwarzen erzählen fürchterliche Dinge über diesen Artikel von ihnen. Man sieht sie truppenweise in den Wäldern ziehen, und dann sind die reisenden Schwarzen des Lebens nicht vor ihnen sicher; ob sie gleich keine andre Waffen führen als ihre Fäuste, oder einen Prügel. — Sie fressen kein Fleisch, sondern nähren sich (wie alle andre Affen) bloß von Früchten und wilden Nüssen. Sie pflegen sich um die Feuer, welche die Negern, wenn sie durch die Wälder reisen, die Nacht über anzünden und unterhalten, zu versammeln, und gehen nicht eher vom Platze bis das Feuer erloschen ist; „ohne den Verstand zu haben, (sagt Battel) Holz oder Reiser

herbey zu tragen, um es zu unterhalten¹³⁾.

Barbot, welcher in seiner Beschreibung von Guinea dieser Geschöpfe nicht vergißt, thut von einer ähnlichen Art Meldung, die in Sierra Leona den Nahmen Barry's führen. Die Barry's lernen, wenn sie jung gefangen werden, auf zwey Beinen gehen, und werden gebraucht, Korn zu stampfen, Wasser zu tragen, und den Bratspieß zu wenden. Die Negeru lassen sich nicht ausreden, daß diese Bavianen so gut reden könnten als sie selbst, wenn sie nur wollten; aber sie wollen nicht, sagen sie, aus Furcht, man möchte sie mit noch mehr Arbeiten beladen.

Ich sehe nicht, warum Rousseau, der so eifrig ist, die Grenzen der Menschheit bis auf die ungeselligen Pongo's auszu dehnen, diese ehrlichen Barry's vorbe y geht, welche doch in Ansehung ihrer Gelehrigkeit und zahmen Sinnesart einen

¹³⁾ Allgemeine Beschreibung der Reisen u. s. w. im III. Theile S. 264. 280. 320. u. folg.

merklichen Vorzug vor jenen zu haben scheinen. — Oder ist es etwa gerade diese störrische Ungeselligkeit der Pongo's — wodurch sie so gut in seine Hypothese passen — was ihn zu dieser partylichen Vorliebe verleitet hat?

Was hindert uns übrigens, aus ähnlichen Gründen auch die großen Affen an der Sanaga, von denen Le Maire in seiner Reise nach den Kanarischen Inseln spricht, den Rousseauischen Menschen beyzugesellen? Sie thun sich truppenweise zusammen, wenn sie auf die Nahrung ausgehen, und unterdessen daß die übrigen Beute machen, steht einer auf einem hohen Baume Schildwache. Ihre Weibchen tragen ihre Jungen auf die nehmliche Weise auf dem Rücken, wie die Negerweiber die ihrigen, und bezeigen eine Zärtlichkeit für sie, die ihnen Ehre macht. Sie heilen ihre Verwundeten mit gewissen Kräutern, welche sie erst kauen und dann auf die Wunde legen.

Wer weiß wie viel andre Züge von Witz, Empfindung, Geselligkeit und Vervoll-

kommmlichkeit an diesen Geschöpfen noch zu entdecken wären, wenn sie — von Leuten, welche alles sehen was sie sehen wollen — von Philosophen beobachtet würden!

Doch Rousseau scheint sich zu begnügen, einen neuen Zweig des menschlichen Stammes in dem Orang-Utang oder Pongo entdeckt zu haben.

Indessen können wir nicht bergen, daß die Gründe, um deren willen er uns diese Ehre erweist, vieles (wo nicht das Ganze) von ihrer Stärke verlieren, so bald man das Interesse nicht dabey hat, das den Erfinder einer neuen Hypothese begierig macht, Erscheinungen zu Bestätigung derselben aufzutreiben.

„Die Nachrichten, (spricht er) welche Battel, Purchas und Dapper von ihnen geben, beweisen, daß diese Herren keine guten Beobachter waren; sie machen falsche Schlüsse; man merkt, daß ihnen gar nicht in den Sinn gekommen ist, daß diese edeln Geschöpfe etwas bessers als Affen seyn könnten“.

Alles wahr; aber was gewinnen die Pongo's dabey?

„Unsre Reisebeschreiber (fährt Rousseau sinnreich fort) haben sich in den Kopf gesetzt, diese Geschöpfe, welche von den Alten unter dem Nahmen der Satyrn und Faunen für Götter gehalten wurden, zu Thieren herab zu würdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daß sie Menschen sind: — denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beiden Enden in der Mitte“.

Es gäbe ein gutes Mittel, meint er, wodurch auch die dümmsten Beobachter sich bis zur völligen Gewissheit überzeugen könnten, ob der Orang-Utang und seine Brüder zur menschlichen Gattung gehörten oder nicht.

Was für ein Mittel mag das seyn? — Seine Sittsamkeit hat ihm nicht erlaubt sich hierüber deutlich zu erklären; — eine Bedenklichkeit, die an einem Cyniker, der von natürlichen Dingen handelt, ein wenig übertrieben scheinen möchte; — in-

dessen giebt er doch hinlänglich zu verstehen, daß man eine kleine Kolonie aus jungen Pongo's und jungen Negermädchen anlegen müßte, um zu sehen was daraus würde.

Der Gedanke ist der einfachste von der Welt, und wir bedauern nur, daß er (wie Rousseau selbst bemerkt) nicht ausführbar ist;—wo nicht eben um des abermahligen Skrupels willen, der unserm Philosophen hier aufstößt, doch gewiß des höchst beschwerlichen Umstands wegen, weil diese Pongo's, seine Schutzverwandten, die brutalste Art von Liebhabern sind, die man sich einbilden kann. Nach den Erzählungen der Negern hätte sich der Fall, den Rousseau andeutet, schon oft zutragen sollen. Aber unglücklicher Weise ist noch keine einzige Negerin, die in ihre Hände fiel, mit dem Leben davon gekommen.—Und so dürfte freylich der Vorschlag einer Kolonie nicht ins Werk zu setzen seyn.

Inzwischen, und bis man durch genauere Beobachtungen im Stande seyn werde, den Bavianen in Loango, Kongo,

Borneo und Java Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, glaubt Rousseau wenigstens eben so viel Grund zu haben, sich über den Artikel an den Kapuziner Merolla—, „einen gelehrten Religiosen, welcher in dieser Sache Augenzeuge, und bey aller seiner Natureinfalt dennoch ein Mann von feinem Verstande gewesen sey“ — zu halten, als an den Kaufmann Battel; an Dapper, Purchas, und andre Zusammenstoppler.

Und was sagt denn Pater Merolla, auf dessen Zeugniß nun die ganze Sache beruhet?

Merolla sagt: die Schwarzen fingen zuweilen auf ihren Jagden wilde Männer und Weiber.

Das ist alles was ihn Rousseau sagen läßt, und das ist wenig. Er hätte hinzu setzen können: Merolla erzähle, er habe von einem gewissen Leonard gehört, ein gewisser Kapuziner habe ihm einen jungen Pongo verehrt, mit welchem er, Leonard, dem Portugiesischen

Statthalter zu Loanda ein Geschenk gemacht habe;—und das ist auch nicht viel mehr als nichts. Alles, was wir zur Sache dienliches daraus nehmen können, ist: „dafs die Einwohner zu Borneo und die Negern eine gewisse Art von Affen wilde Männernennen“,—und diefs sagen zehen andere Reisebeschreiber (Battelln, Dappern und Purchassen mit eingerechnet) auch.

Ich würde mich bey dieser Kleinigkeit nicht aufhalten, wenn ich ein stärkeres Beyspiel wüfste, „was für Wunder die Liebe zu einer Hypothese thun kann“.

Rousseau glaubt den P. Merolla zu einem Zeugen für die Existenz seines wilden Menschen gebrauchen zu können. Auf einmahl geht in seiner Einbildungskraft eine Verwandlung vor, welche alle Ovidischen weit hinter sich zurück läfst, und bey nahe noch wunderbarer ist, als die Erhebung eines Affen in den Menschenstand. Merolla, der abergläubigste und einfältigste Mann, der vielleicht jemahls einen spitzigen Kapuz getragen hat, wird auf einmahl ein

gelehrter Mann, und—*fidem vostram*,
Quirites! — ein *homme d'esprit*. —
 Ein sehr entscheidendes Beyspiel wird die-
 jenigen, welche sich überwinden können
 die nachstehende Erzählung zu lesen,
 benachrichtigen, was für eine Art von
homme d'esprit der ehrliche Merolla
 war.

Eingewisser so genannter Graf von S o n -
 g o, ein eifriger Anhänger der Missiona-
 rien in dem Afrikanischen Königreiche
 K o n g o, hatte nach dem Absterben des
 Königs D o n A l v a r e z einen von den
 Thronprätendenten, Namens S i m a n -
 t a m b a, unter betrüglichem Versprechen,
 ihm seine Schwester zur Ehe zu geben und
 ihm zur Krone zu verhelfen, in einem
 Hinterhalt mit dem größten Theile seines
 Gefolges ermorden lassen. Des Ermorde-
 ten Bruder fiel, die That zu rächen, in
 des Grafen Länder ein. Dieser brachte
 gleichfalls ein großes Heer auf, (sagt
 M e r o l l a, der damahls in Kongo war)
 und ging gerade auf seines Gegners Haupt-
 stadt los. Er fand sie leer; alle Einwoh-
 ner waren davon gelaufen. Seinen Solda-
 ten blieb also kein andres Mittel übrig

den Feinden Abbruch zu thun, als alles aufzuessen, was sie zurück gelassen hatten. Unter andern bemächtigten sie sich auch eines ungewöhnlich grossen Hahns, der einen starken eisernen Ring um den einen Fuß hatte. Dieser Ring kam einem von den Klügsten (sagt der ehrwürdige Pater) verdächtig vor. Er versicherte seine Kameraden, der Hahn sey bezaubert, und warnte sie, ja nichts mit ihm zu thun zu haben. Allein diese rohen Leute versicherten ihn, daß sie den Hahn essen würden, und wenn er den Teufel zehnmal im Leibe hätte. Der Hahn wurde also erwürgt, zerstückt, und in einem grossen Topfe so lange gekocht, bis er fast sehr zersotten war. Hierauf schütteten sie ihn in eine Schüssel, sprachen ihr Tischgebet, (denn es waren so gute Christen als es die neu bekehrten Negern gewöhnlich zu seyn pflegen) und setzten sich heifshungrig um den Tisch herum. Aber da sie nun in die Schüssel greifen wollten, siehe! da fingen die gosottenen Stücke des Hahns an, eines nach dem andern aus der Schüssel heraus zu steigen, und sich wieder so gut zusammen zu fügen, als ob sie nie getrennt gewesen wä-

ren. Kurz, der Hahn stand in wenig Augenblicken wieder frisch und gesund auf seinen Füßen, ging etlichemahl im Zimmer herum, bekam neue Federn, flog auf den nächsten Baum, schlug dreymahl mit den Flügeln, machte ein entsetzliches Getöse, — und verschwand. — Ob mit Hinterlassung des gewöhnlichen Wahrzeichens, hat der ehrwürdige Kapuziner vergessen zu berichten. — „Jedermann (setzt er, nachdem er diese Geschichte mit aller möglichen Einfalt und Ernsthaftigkeit erzählt hat, hinzu) kann sich leicht einbilden, was für ein Schrecken die Anwesenden bey diesem Anblick überfallen mußte, welche unter tausend Ave Maria vom Platze liefen, und den meisten Umständen dieser schrecklichen Begebenheit nur von ferne zusahen. Sie schrieben ihre Erhaltung lediglich dem Gebethe zu, das sie vor Tische gesprochen hatten, sonst wären sie gewiß alle umgekommen, oder vom Teufel besessen worden“. So viel der P. Merolla. — Das nenn' ich einen Augenzeugen! einen Gelehrten! einen *homme d'esprit*!

MAN könnte sich wundern, warum Rousseau—welchem aus einer kleinen Partheylichkeit für die Orang-Utangs die schwächsten Zeugnisse und Vermuthungen, die seiner guten Meinung von ihnen günstig sind, wichtig genug scheinen, -- einen Umstand von der größten Wichtigkeit vorbey gegangen, den er in dem nehmlichen Buche, woraus er seine Nachrichten zog, hätte finden können, und der einen Zeugen von ganz andrer Glaubwürdigkeit als einen Merolla zum Gewährsmann hat. Dieser Zeuge ist Franz Moore, Faktor der köngl. Afrikanischen Gesellschaft in England, ein Mann von schätzbarem Karakter, dessen Nachrichten überdißs die neuesten sind, welche wir von den Ländern haben, wo der sogenannte wilde Mann angetroffen wird.

Er erzählt, als er den sechsten April

1735 unweit der Faktorey zu Joar spazieren gegangen, hätte er von einem Thiere, dessen Rumpf vermuthlich von einem Löwen aufgezehrt worden, einen Fuß gefunden, der dem Fuß eines Bavians ziemlich gleich gesehen, und mit Haaren eines Zolles lang bedeckt, hingegen so dick als eines Mannes seiner gewesen sey. Er hätte einige Negern darüber befragt, und von ihnen vernommen: „Es wäre der Fuß von einem Thiere, welches sie in ihrer Sprache den wilden Mann nannten; es gäbe deren viele in diesem Lande (nehmlich, um den Fluß Gambia) sie würden aber selten gefunden; sie wären so schlank als ein Mensch, gingen eben so wie wir auf zwey Beinen, und bedienten sich einer Art von Sprache“.

Dieses letzte wäre, wofern es damit seine Richtigkeit hätte, ein Umstand, der uns über unsre Verwandtschaft mit diesen Geschöpfen wenig Zweifel übrig ließe. Zum Unglück kann uns Moore nichts davon sagen, als was er von einigen Negern gehört; und was diese ihm davon sagten, (vermuthlich alles was sie ihm sagen konnten) ist zu unbe-

stimmt, als daß man darauf bauen könnte. Wir haben schon aus dem Barbot angeführt, daß die Schwarzen in Sierra Leona von den Barry's das nehmliche glaubten; und es wird, wenn man alle Nachrichten zusammen stellt, sehr wahrscheinlich, daß diese Barry's zu eben derselben Gattunggehören, welche Moore wilde Männer, die Einwohner von Loango Pongo's, und die zu Borneo Orang-Utang nennen. Die Sprache, welche die Negern diesen Affen zuschreiben, scheint sich mehr auf Schlüsse als auf Beobachtung zu gründen; und so gern wir besagten Negern glauben wollen, wenn sie von dem reden was sie sehen oder hören, (in so fern es nur einiger Maßen glaublich ist) so billig ist das Mißtrauen, das wir in ihre Schlüsse setzen.

Was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit allen diesen verworrenen und zu Festsetzung eines sichern Begriffs ganz unzulänglichen Zeugnissen haben mag, so scheint doch so viel gewiß zu seyn, daß wir nicht nöthig haben, auf genauere Beobachtungen zu warten, um mit genugsamer moralischer Gewissheit behaupten zu

können: „dafs diese menschenähnlichen Affen keine wilde Menschen sind“. Wären sie es, warum sollten sie sich nicht schon längst zu einigem Grade von Humanität und Sittlichkeit entwickelt haben?—oder warum sollte ein junger Orang-Utang, dergleichen schon einige gefangen worden sind, unter policierten Menschen nicht eben die Fortschritte machen, die ein junger Karai b oder Hottentotte macht, wenn er auf Europäische Art erzogen wird?

Doch genug, und vielleicht schon zu viel, von Hypothesen, welche man an jedem minder ernsthaften Mahne als Rousseau ist für Ironie halten müßte!

DIE Thorheit des Philosophen *Jean-Jaques*, so wenig Ehre sie der Menschheit macht, ist doch am Ende weiter nichts als lächerlich; Aber diejenige, welche uns Swift in Gullivers Reisen aufdringen will, ist hassenswürdig.

Die Freunde dieses außerordentlichen Mannes — vor dessen Genius sich der meinige so tief bückt, daßs ich es kaum wage ihn zu tadeln, so sehr ers auch in diesem Stücke verdient, — möchten seine *Yahoos* gern dadurch rechtfertigen, daßs sie uns bereden wollen, sie für eine satirische Erfindung zu halten, wodurch er bloß die Häßlichkeit des Lasters, und die wichtige moralische Wahrheit, daßs der Mensch dadurch unter das Vieh herab gesetzt werde, in das hellste Licht habe setzen wollen.

Aber niemand, der den dritten Theil der Reisen Gullivers mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich eine Sache überreden lassen, welcher der Augenschein auf allen Blättern widerspricht.

Swift, dessen eingewurzelter Menschenhass außerdem durch so viele eigene Geständnisse in seinen vertrauten Briefen nur allzu wohl bestätigt ist, scheint nichts angelegeners gehabt zu haben, als seinen Lesern auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels übrig zu lassen, ob die besagte Erfindung aus einem andern Geiste geflossen seyn könnte, als dem Haß der menschlichen Natur — einer so unnatürlichen Leidenschaft an einem Menschen, daß Swift vermuthlich, so wie er der Erste ist, der Einzige bleiben wird, der diesen abscheulichen Triumph über die Natur zu erhalten fähig war. Denn mit dieser, nicht mit der zufälligen Verderbnis derselben, hat er es zu thun. Seine Yahoos sind von Natur die übelartigsten, boshaftesten und unfläthigsten von allen Thieren; und diese Yahoos sind ihm gerade das, was Rousseau natürliche

oder wilde Menschen heisst. Unser ganzer Vorzug vor ihnen besteht, nach ihm, bloß darin, daß wir uns durch Kunst und mit der Länge der Zeit einiger Funken von Vernunft bemächtigt haben, die uns aber zu nichts dienen, als unsre natürlichen Untugenden zu vergrößern, und sie mit noch einigen neuen zu vermehren, welche die Natur uns nicht gegeben hat¹⁴⁾.

Rousseau ist also, in Vergleichung mit Swift, noch sehr gnädig mit uns zu Werke gegangen. Der Rousseauische Mensch ist von Natur ein harmloses gutartiges Thier, wenigstens so gutartig als irgend ein anderes von der grasfressenden Art; die Gesellschaft allein ist die Quelle seiner Verderbnisse. Der Swiftische Yahoo hingegen ist das abscheulichste unter allen Ungeheuern, von Natur und durch Kunst; die letztere vergrößert seine angeborene Häßlichkeit, indem sie dieselbe schminken will. Rousseau formirt seinen Wilden, indem er so lange von einem Menschen herunter

¹⁴⁾ *Voyage to the Houyhnhnms. Ch. VII.*

schnitzelt, bis nichts übrig bleibt als das Thier; Swift seinen Yahoo, indem er dem Menschen alles Schöne abstreift, alles Gute bis auf die zartesten Fasern aus seinem Herzen heraus reißt, und aus allen möglichen Lastern und Hässlichkeiten, welche er von den verdorbensten unsrer Gattung (von Ungeheuern, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern seltne Erscheinungen gewesen sind) abgezogen hat, ein Ungeheuer zusammen setzt, dessen Daseyn, wenn es erwiesen werden könnte, ein unüberwindlicher Einwurf gegen das Daseyn Gottes wäre. Rousseau will uns überreden zu den Thieren in den Wald zu gehen, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, daß er uns dadurch glücklich machen würde; Swift macht uns zu Scheusalen, deren sich die Natur schämt, die der Abscheu der ganzen Schöpfung sind, die sich selbst eines in dem andern verabscheuen; und wenn er eine menschenfreundliche Absicht dabey gehabt hat, nun, wahrhaftig! so hat er ein Mittel dazu gewählt, wobey es unmöglich war, seinen Zweck — nicht zu verfehlen!

Doch, es kann keine Frage seyn, was seine Absicht war. Seine Galle, seinen von vielen Jahren her gesammelten Haß gegen seine Landsleute, und besonders gegen die Hofpartey unter Georg dem Ersten, auszulassen, und sich auf einmahl für tausend wirkliche und eingebildete Beleidigungen zu rächen, das war seine Absicht; aber nur ein so hartes Herz, wie das seinige, war fähig, diese Rache an der menschlichen Natur zu nehmen.

Unglücklicher Weise für ihn selbst hat er dieser unwürdigen Leidenschaft nicht Genüge thun können, ohne seinem eigenen Nachruhm mit dem nehmlichen Streiche, den er auf seine ganze Gattung führt, eine tödtliche Wunde beyzubringen. Er mußte ungerecht gegen seine Mitmenschen, und ein Lästterer gegen die Natur werden, um ein Geschöpf, an welchem, bey allen seinen Schwachheiten, Thorheiten und Mängeln, ein Sterne so viel lebenswürdiges sieht, zu einem so gräßlichen Mittelding von Affe und Teufel umzuschaffen. Er mußte erst alle Proportionen der menschlichen Form zerstö-

ren, alle ihre Züge und Lineamente verzerren, alle die feinen Schattierungen verwischen, durch welche die Natur unsre Vollkommenheiten und unsre Mängel, wie ein geschickter Kolorist abstechende Farben, in einander verblendet, und durch tausend fast unmerkliche Mischungen im Ganzen die reizendste Harmonie zuwege bringt; mit einem Wort, er mußte das schönste Werk der Natur, um einen Y a h o o daraus zu machen, verstümmeln, zerkratzen, übersudeln: — und wie hätte er seinen Genie, seinen Witz, seine Kenntnisse, welche vielleicht noch kein Schriftsteller in solchem Grad beysammen gehabt hat, anders anwenden können, wenn seine Absicht gewesen wäre, sich selbst mitten unter dem menschlichen Geschlecht eine unzerstörbare Schandsäule aufzurichten?

Wenn die Gutherzigkeit des berühmten Genfer Bürgers der mindesten Zweydeutigkeit unterworfen wäre; so könnte man sich kaum verwehren zu denken, er habe eine Swiftische Absicht dabey gehabt, da er seinen primitiven Menschen in den Pongo's von Majomba und Kon-

go gefunden zu haben glaubt. Denn in der That, wenn etwas in der Natur ist, das dem Menschenhasser Gulliver eine Idee zu seinen Yahoos geben konnte, so müßten es die Baviane seyn, von deren Brutalität die Reisebeschreiber aus dem Munde der Negern Beyspiele erzählen, welche sie dieses Namens würdig machen. — Aber der ganze Zusammenhang der Rousseauischen Theorie beweiset, daß er keinen solchen Gedanken hatte.

12.

SICH in eine Zergliederung der Swiftischen Hu y h n h n m s und Y a h o o s einzulassen, um dadurch zu beweisen, wie sehr er sich durch beide an der menschlichen Natur versündigt habe, würde eine wahre Beleidigung der letztern seyn.

Es bedarf keines mühsamen Beweises gegen Rousseau, daß die Wilden in Neuholland nur Embryonen von Menschen sind, und daß ein Embryo von der Natur nicht dazu bestimmt ist, ewig Embryo zu bleiben: aber es bedarf noch weniger eines Beweises, daß H o m e r seine Helden, P l u t a r c h seine großen Männer, X e n o f o n seinen Sokrates, seinen Cyrus und seine Panthea, — und die F i d i a s, A l k a m e n e s und A p e l l e s der Griechen, ihren Apollo, ihre Venus, ihre Grazien, von keinen Y a h o o s abkopiert haben.

Indessen schien uns doch das Unrecht, welches zwey so berühmte Misanthropen — der eine wissentlich und mit der muthwilligsten Absicht zu beleidigen, der andre aus Laune und in der Einfalt seines Herzens — dem gesammten Menschengeschlecht angethan haben, diese Rüge um so mehr zu verdienen, da das Beyspiel solcher Männer, theils durch Ansteckung, theils durch die natürliche Wirkung ihres Ansehens, die ohnehin nur zu große Anzahl der Schriftsteller zu vermehren droht, die sich ohne Bedenken an der menschlichen Natur versündigen, indem sie den Menschen bald übermäfsig erhöhen, bald unter sich selbst erniedrigen.

Wenn wir die Natur nicht beschuldigen wollen, daß ihr gerade dasjenige von allen ihren Werken, worauf sie selbst den größten Werth gelegt zu haben scheint, mißlungen sey: so haben wir gewiß keine Ursache, uns verdriessen zu lassen, daß wir weder Pongo's, noch Platonische Ideen, weder Arkadische Schäfer, noch stoische Weisen, weder Feen-Helden, noch Engel, noch Huyhnhnms, sondern — Men-

schen sind. Aber desto grössere Ursache haben wir, gegen alle und jede auf unsrer Hut zu seyn, die uns zu etwas schlechterm als Menschen, ja sogar (aus guten Gründen) gegen diejenigen, die uns, aus Hinterlist oder mißverstandener guter Meinung, zu etwas besserem machen wollen.

Die Natur, die immer Recht hat, hat gewiß auch recht daran gethan, daß sie uns gerade so machte wie wir sind; und wahrlich! es ist nicht ihre Schuld, wenn gewisse Leute, aus einem ihnen selbst unbewußten Fehler ihrer Augen, tausend Schönheiten an der menschlichen Natur überschielen, oder (was ihnen nur gar zu oft begegnet) wirkliche Schönheiten für Fehler ansehen.

Uns däucht, man sollte die menschliche Natur mit sehr gesunden und sehr scharfen Augen lange beobachtet, und sehr fleißig, nicht in Systemen oder verfälschten Urkunden, sondern in der Natur selbst studiert haben, ehe man sich anmaßen darf, ihre Auswüchse und üppigen Schößlinge abschneiden, und

zuverlässig bestimmen zu wollen, worin ihre reine Form und Schönheit bestehe.

Verstümmelungen sind keine Verbesserungen, Gothische Zierathen keine Verschönerungen, — und eine moralische Drapperie, unter welcher die eigenthümliche Gestalt und die wahren Proportionen der menschlichen Natur unsichtbar werden, verstößt ebenso gröblich gegen die allgemeinen Gesetze des Schönen, als die Vertügaden, Wülste und Halskragen des sechzehnten Jahrhunderts, die der Gestalt einer Diana das Ansehen eines Ungeheuers gaben, ohne daß sie der Tugend (deren Bollwerke sie vielleicht seyn sollten) zu sonderlichem Schutze dienen konnten.

Die Fehler der menschlichen Natur sind großen Theils mit ihren Schönheiten zu sehr verwebt, als daß man jene heben könnte, ohne etwas an diesen zu verderben. Sie hat auch lebenswürdige Schwachheiten, die man ihr lassen muß, weil sie dazu dienen können, gewissen Tugenden eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend selbst sich viel-

leicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann.

Alle Verderbnisse der Menschheit scheinen mir aus zwey Hauptwurzeln zu entspringen, der Unterdrückung, und der Ausgelassenheit; — wovon jene Muthlosigkeit, Feigheit, Trübsinn, Aberglauben, Heucheley, Niederträchtigkeit, Hinterlist, Ränksucht, Neid und Grausamkeit, — diese alle Arten von Üppigkeit und Unmäßigkeit, Muthwillen, fanatische Schwärmerey, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit hervorbringt.

Die Verderbnisse von der zweyten Klasse würden von selbst wegfallen, wenn denen von der ersten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weise Staatseinrichtung und Gesetzgebung, vorgebauet würde. Aber ungeeignet ist es, einigen dauerhaften Nutzen von den Mafsnehmungen zu erwarten, welche man gegen diesen oder jenen einzelnen Zweig der sittlichen Verderbnis besonders nimmt, so lange man das Übel nicht in der Wurzel angreift, oder angreifen darf; das ist, so

lange die menschliche Natur unter den Fesseln seufzt, in welche die Tyranny des Aberglaubens und willkürlich ausgeübter Staatsgewalt in gewissen Jahrhunderten und in gewissen Strichen des Erdbodens sie geschmiedet hat.

Bis dahin scheint alles, was die Philosophie—es sey nun auf einem Thron oder auf einem Lehrstuhl, aus dem Kabinet eines Ministers oder eines Schriftstellers, — zum Besten des menschlichen Geschlechtes, oder eines jeden Volkes, welches noch (mehr oder weniger) die Ketten des Aberglaubens und der willkürlichen Gewalt trägt, zuwege bringen kann, entweder in Linderungsmitteln, (welche das Übel meistens nur so lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und größerer Gefahr ausbricht) oder in Zubereitungen zu bestehen, wodurch die Sachen einer gründlichen Verbesserung näher gebracht werden.

Diese gründliche Verbesserung scheint bey einem jeden Volke, das in der Ausbildung schon so weit vorgeschritten ist, um ihrer zu bedürfen und fä-

hig zu seyn, demjenigen aufbehalten zu seyn, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Gesetzgebung und Staatsverfassung zu bewerkstelligen, in welcher die Triebfedern der menschlichen Natur auch die Triebfedern des Staats sind; durch welche die möglichste Freyheit mit der wenigsten Ungelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Interesse hat als das Beste des gemeinen Wesens; wo die verschiedenen Stände und Klassen zu ihrer Bestimmung durch die zweckmässigsten Institute gebildet werden, und die Gesetze nicht als Gesetze sondern als Gewohnheiten ihre Wirkung thun, wo die Religion den großen Zweck der allgemeinen Glückseligkeit immer befördert, niemahls hemmt, und ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenstaate) keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend zu ehren als zu bezahlen, und dem Laster so gut vorgebauet ist, daß die Gerechtigkeit nur selten strafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fülle her-

vorbringt; wo der Genuß die Gaben der Natur und der Kunst, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens, den Sitten unnachtheilig, und nicht bloß der Antheil einer kleinen Anzahl privilegierter Glücklichen ist; mit Einem Worte, wo dieser letzte Wunsch eines jeden Menschenfreundes, öffentliche Glückseligkeit, nicht nur auf Gedächtnismünzen und Ehrenpforten, sondern in den Gesichtern aller Bürger geschrieben steht: — eine Gesetzgebung und Staatsverfassung, deren Möglichkeit nur solche läugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt sind, zu ihrer Bewerkstelligung mitzuwirken.

Talia saecula, suis dixerunt, currite, fisis.

Concordes stabili fatorum numine Parcae.

Aber, dieses Befehls der Barzen an ihre Spindeln ungeachtet, schmeichle man sich nicht, diese goldnen Zeiten durch einen plötzlichen Fall vom Himmel, oder, wie man in den Schulen spricht, durch einen Sprung ankommen zu sehen. Wahr ist's, der Anfang der Zuberei-

tungen dazu ist seit dem funfzehnten Jahrhundert in Europa gemacht, und in den verflossenen drey hundert Jahren mancher Schritt auf diesem Wege gethan worden: aber wir werden die Füße im Fortschreiten etwas weiter aus einander setzen müssen, wenn wir vor dem nächsten Platonischen Jahre bey dem Ziele zu seyn wünschen. Jede Pause wirft uns um etliche Schritte zurück; — was niemand unbegreiflich finden wird, der jemahls in einem schwer bepackten und schlecht bespannten Wagen einen steilen Berg hinauf gefahren ist.

Alles müßte mich betrügen, oder diese Sätze, welche, meiner Meinung nach, unter die kleine Anzahl der Wahrheiten gehören, an denen dem ganzen menschlichen Geschlechte gelegen ist, und welche (wie ich nicht zu läugnen begehre) entweder der Kern oder der Zweck, oder der Schlüssel von — oder zu allen meinen Werken, Rhapsodien, Geschichten und Märchen in Prose und Versen sind — dürften wohl noch nicht so allgemein erkannt und angenommen seyn, daß es überflüssig wäre,

wenn sich alle, an welchen der fromme
Wunsch der Juvenalischen Amme—

Sapere et fari quod sentias,

erfüllt worden ist, mit uns vereinigten,
nicht müde zu werden, sie in Prose und
Versen, in Scherz und Ernst, in bewei-
sender oder überredender Form,
so lange vorzutragen, zu entwickeln und
einzuschärfen — bis sie endlich über lang
oder kurz ihre wohlthätige Wirkung thun
werden.

Ende des sechs und zwanzigsten Bandes.







Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 26.

Wien 1801

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5886 -73

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261636-6

VD18 15525481-001